

„Stern der Neger“



Katholische - Missions -
Zeitschrift
der Söhne des hl. g. Herzens
Jesu.

Organ des Marien - Verein für Afrika.

Erscheint monatlich einmal und kostet jährlich mit Postzus. undung 2 K = 2 M. = 3 Franken.

Missionshaus Milland bei Brixen, Tirol.

Hw. L. 3611. Der Betrag ist zur Begleichung des 7. Jahrganges verwendet worden. — **M. S. Altenmarkt.** Unter welcher Adresse erhalten Sie den „Stern“? Welche Schleifnummer? Dank für Betrag. — **Au mehrere.** Die beiliegenden Erlagscheine (Postchecks) können auch zu anderen Zwecken als zur Abonnementserneuerung verwendet werden. Auch andere, Nichtleser, können sie zur Einzahlung von Gaben u. dgl. benutzen. — **P. L. i. S.** Hoffentlich kommt bald die Fortsetzung, aber entsprechend erweitert, daß sich's auszahlt. — **R. S. i. J.** Ihr Wunsch gefällt auch mir und soll berücksichtigt werden, wenn nicht pädagogische oder andere Gründe abraten. **P. R.** will das Heft nicht.

Besten Dank! — **P. R.** Brav! Nur so fort, jeden Monat neue Adressen schicken, dann wird der „Stern“ bald 10.000 Lesern leuchten. — **Fr. G. i. S. V.** Erben ist zweifelhaft, Kommentare verschieden. Gruß! — **A. W.** Das Zettelchen erhalten; wurde empfohlen, ist jedoch wegen Raummangel ausgeblieben. Brief folgt. — **Hw. A. Sch.** Statt einem Heft wie bisher 25 heuer bestellen, heißt werktätige Liebe zu den Negern zeigen. „Vergelt's Gott!“ Möchte Ihr Beispiel Nachahmer finden! — **J. B. Innsbruck.** Kann leider nicht dienen; sollte ich ein solches Bildchen finden, schicke ich es. — **P. Sch. Pf. i. D.** 8. Jahrgang am 16. Januar 1904 bezahlt.

Redaktionschluß am 20. Januar 1905.

Zur Beachtung.

1. Die Abnahme dieser Zeitschrift, solange eine ausdrückliche Abbestellung derselben nicht erfolgt, gilt als Abonnementsverpflichtung.

2. Unter dem Titel Abonnementserneuerung werden wir jeden Monat auf dem Umschlag die Schleifnummern jener Abonnenten

veröffentlichen, welche während der Zeit, die dort verzeichnet ist, ihr Abonnement erneuert haben. Wir bitten deshalb unsere Abonnenten, stets ihre Schleifnummern zu beachten und sich zu vergewissern, indem sie unten nachsehen, ob der Abonnementsbetrag zu uns gelangt ist.

Gaben-Verzeichnis vom 14. Dezember 1904 bis 20. Januar 1905.

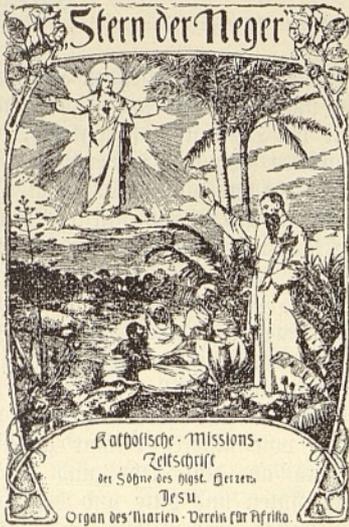
In Kronen.

Opferstock: A. Ebner 2, M. Wolf für das Werk d. E. 5.95, E. Meyer 10, Söldenwagner Driftern 11.76, Fr. Scheuring 29.37, R. N. 7.66, A. Derfler 10.20, Edle v. Urbas 10, R. N. 11.77, R. N. 9.36, Witwe M. Kobler 3, J. H. 2, J. Krotter 2, Anna v. Gelb „für den Marienverein“ 3, M. Brandl 1, Michael Bacher 3, durch Hw. A. Pfeißhofer 100, M. Jäger 2, Hw. Pfr. Eberhard 2, Maria Weinbauer 20, durch A. Mayr St. Valentin 35, R. N. 5, aus Gutten 10, J. Böll 2, A. Rohleder für das Werk d. E. 8, J. Kugler 10, A. Rigg, 2, aus München 200, Steinwendner 1, Böhl 1, Böhl 1, J. Jenewein 2, Pf. Michner (samt Abonnement) 11.70, Ziegler 1, Hw. M. Ebner 1, Ott 1, Lorenz 1, Weithaler 1, Jos. Koller (samt Abonnement) 6, P. Haller (samt Abonnement) 4, Hw. Grösch 2, Jos. Tappeiner (samt Abonnement) 6, Prieth 1, Pernthalter (samt Abonnement) 5, Jos. Kerndl (samt Abonnement) 10, Hurnaus 1, Joh. Lahner (samt Abonnement) 4.68, Karl Babatnik (samt Abonnement) 5, St. Hesse 2, Hw. Prof. A. Wolf 8, v. Rogely 1, Wagenleitner 1, Anton Schent (samt Abonnement) 10, P. Bern. Grüner 2, G. Reinhart 2, Hw. Oberprantacher 1, Hw. Wopfner 1, Anton Paminger 3, Dirnberger 1, Sumadinger 1, Freund 1, Hw. Joh. Mitter 8, Jul. Maurer 1, Em. Maurer 1, M. Bodner 1, Lehrer P. Hoffmann (samt Abonnement) 11.92, Eisendle 1, Vener 1, Bracher 1, Barbara Sturm (samt Abonnement) 10, Hw. Karl Wolf (samt Abonnement) 6, Maria Guggenberger 5, Eli. Zochum (samt Abonnement) 17, Pfil. Schwaiger (samt Abonne-

ment) 10, Hw. P. Wilh. Schmidt 1, H. Jgn. Zuchs 2, Jos. Arnold 8, Jos. Ganeider (samt Abonnement) 5, Hw. P. N. Wipplinger 1, Rindelsberger 1, Theres Hamner 8, Damm 1, Hw. H. J. Gandolf 1, Hw. H. Joh. Libiseller 3, Egger 0.50, Hw. H. Dompropp Egger (samt Abonnement) 20, Lederer 1, Kreuzschwestern von Gupping 1, Böhl 1, Theres. Gasser (samt Abonnement) 9, Gg. Sparber (samt Abonnement) 4, Cäc. Bruszkay 2, Philom. Kopp (samt Abonnement) 4, Scheiber 1, Schwingshafl 1, Monj. Theod. Friedle 18, Dr. Franz Schmid (samt Abonnement) 10, Hw. Pfr. Th. Dmerfic (samt Abonnement) 5, Ferd. Stuflesser 3, Bischof Dr. Nagel 10, Jos. Moser (samt Abonnement) 4, Trappel 1, L. Schwarz (samt Abonnement) 11.75, Hw. Pfr. Storch 4.28, M. Weyer (samt Abonnement) 7.04, Joh. Rosenauer 2, Rosa Gögele 8, Raffl 1, M. Flöck (samt Abonnement) 4.

(Fortsetzung folgt in nächster Nummer.)

Zur Tausch von Heidenkindern und für die Mission: Professor Josef Schuchter 21 (Frau Assisi), Jos. Mülzer 21 (Josef), And. Bieringer 23 (Elisabeth), durch das erzbischöfl. Sekretariat in Wien 20 (Leopold und Polyfarp), A. Fischnaller 30 (Maria), Pauline Rainer F. i. W. 24 (Maria Agnes), Weiller 24.57 (Matthias), L. Henzgen für Hw. P. Zorn 61, Hw. H. Pfr. Seb. Balthma 48, C. Gärtner 18, J. Bauer 9, Ehrw. Schulschwestern in Sternberg 12, von Ungenannt 46, Kath. Niedesperger 10, Pfarramt Steinkirchen 2, M. Troischauer 1, Fanny Schrottmüller „fürs gebrochene Herz“ 2, Sr. Hw.



Der Stern der Neger dient vornehmlich der Unterstützung und Ausbreitung der Missionstätigkeit der „Söhne des heiligsten Herzens Jesu“ und sucht Verständnis und werktätige Liebe des Missionswerkes in Wort und Schrift zu fördern. — Das Arbeitsfeld dieser Missionäre ist der Sudan (Zentralafrika).

„Wie schön sind die Füße derer, die den Frieden, die frohe Botschaft des Heiles verkünden!“ Röm. 10, 15.

Der Stern der Neger erscheint monatlich und wird vom Missionshaus Milland bei Brixen (Tirol) herausgegeben.

Abonnement ganzjährig mit Postversendung 2 K = 2 Mk. = 3 Franken.

Heft 2.

Februar 1905.

VIII. Jahrg.

Brief

Des hochwst. Bischofs Franz Xaver Geyer, apost. Vikars, an den hochwst. P. General-Superior.

Khartoum, 30. November 1904.

Hochwürdigster P. General!

Vor allem muß ich Euer Hochwürden meinen innigsten Dank aussprechen, daß meine Bitte um ein neues Personal erhört wurde. Die neu-angekommenen Patres und Brüder werden uns sehr behilflich sein, das begonnene Werk zu unterstützen und weiter auszudehnen.

Nun komme ich mit einer anderen Bitte, welche Sie nach Ihrem Belieben unseren teuren Wohltätern bekanntmachen möchten.

Seit einiger Zeit befinde ich mich materieller Schwierigkeiten wegen, die mich umgeben, in schwerer Notlage. Die Bedürfnisse unserer Mission sind gegenwärtig geradezu enorm. Seit einem beständigen Ringen von mehr als einem halben Jahrhundert gelangte das Vikariat von Zentral-Afrika zu einer Entwicklung, die es bis dahin vielleicht noch nie gesehen.

Mein seliger Vorgänger, Bischof Roveggio, hatte nach der Wiedererschließung des Sudan die vernichtete Mission wieder hergestellt und

am Eingang derselben die Station Assuan, auf den blutgetränkten Ruinen der Mahdi-herrschaft die Station Omdurman, unter den Schilluk-Negern am Weißen Nil die Station Zul gegründet und den Grund zur Zentralstation in der Hauptstadt Khartoum gelegt.

In diesem Jahre wurde mit Gottes Hilfe das Werk Bischof Roveggies fortgesetzt und erweitert. Im Gebiete des Bahr el Ghazal, das von hier (Khartoum) noch fast tausend englische Meilen entfernt ist und noch nie von einem Missionär betreten worden war, wurden die Stationen Kayango für die intelligenten Golo-Neger und Mbili für die urwüchsigen Dschur-Neger gegründet. Für das dichtbevölkerte Gebiet der stolzen Schilluk-Neger wurde eine zweite Station eröffnet. In Halfaya — gegenüber Khartoum — wurde eine Schwester-niederlassung mit Schule errichtet.

Außer diesen Neugründungen wurden in mehreren bereits bestehenden Stationen sehr dringliche Arbeiten ausgeführt. In der Hauptstadt Khartoum wurde die Kapelle vergrößert,

eine Knabenschule und Werkstätten für Schreiner, Schmiede, Schuster, Magazine für die Generalprokura der Mission, ferner auf dem in einem entfernten Stadtteil gelegenen Grundstück der Schwestern eine zweite öffentliche Kapelle und eine Mädchenschule mit kleinem Pensionat erbaut. In Assuan wurde ein Greisenajhl und in Lul an Stelle der ungefundnen Strohhütten ein gesundes Ziegelhaus für die Missionäre aufgeführt.

Alle diese Gründungen und Arbeiten im Laufe eines Jahres haben nicht nur die vorhandenen Mittel gänzlich erschöpft, sondern auch noch Schulden verursacht.

Und doch bleibt uns noch soviel zu tun übrig. Um die Stämme, in denen wir uns niedergelassen und zu denen wir noch vordringen werden, zu evangelisieren, müssen neue Stationen gegründet werden. Niemand kann sich einen Begriff davon machen, was die Gründungen dieser Stationen im Innern kosten. Die Auslagen für den Transport sind geradezu entsetzlich. Man braucht Träger und diese findet man nicht, denn die Neger lieben ein so beschwerliches Handwerk keineswegs. Die wenigen, die man findet, müssen gehörig gezahlt werden. Wir haben mit Eseln den Versuch gemacht. Diese mußten zuerst auf dem „Redemptor“ an Ort und Stelle geliefert werden. Nach der ersten Reise von Wau zu den neuen Stationen waren sie fast unbrauchbar geworden. Es waren deren 21 und hatten uns 60 Pfund Sterling gekostet; gegenwärtig, nach kaum acht Monaten, bleiben uns nur mehr zwei übrig; alle verendeten teils durch die Insekten des Landes, teils durch die giftigen Gräser. Diesen Fall wollte ich erwähnen, um von den unzähligen Schwierigkeiten, denen man begegnet, nur eine anzugeben. Da uns kein anderes Transportmittel zur Verfügung steht, werden wir uns dazu verstehen müssen, wiederum Esel und

Maultiere für die bereits bestehenden Stationen zu beschaffen, um tiefer vordringen zu können.

Auch für die Schwestern in Lul, die bisher in Strohhütten wohnten, ist der Bau eines Hauses aus Ziegeln unbedingt notwendig. Das gleiche wird sobald als möglich für die Patres der neuen Station Tungo bei den Schilluk geschehen müssen. In Khartoum, als Zentralstation, muß bald mit dem Bau eines soliden Hauses mit geziemender Kirche gedacht werden. Das Haus und die jetzige Kapelle sind ganz und gar unzureichend.

Von so vielen und so dringenden Bedürfnissen und von unserer Armut gedrückt, wende ich mich an die Liebe und Opferwilligkeit aller Guten und bitte und beschwöre sie im Namen Gottes, uns zu Hilfe zu kommen.

Während ich diese Zeilen schreibe, stehe ich im Begriff, für eine Expedition ins Innere der Mission die Vorbereitungen zu treffen. Es ist die dritte in diesem Jahre und um sie machen zu können, mußte ich das ganze Geld zu leihen nehmen. Mich den Armen der göttlichen Vorsehung überlassend, lege ich das Schicksal der Mission in die Hände der großmütigen Wohltäter und reise ab mit festem Vertrauen auf ihre Liebe, überzeugt, daß sie uns nicht verlassen werden.

Um uns erkenntlich zu zeigen, wollen wir tun, was in unseren Kräften liegt. Wenn unsere Gebete nicht genügen, werden es die Opfer ersetzen, die wir bringen und an denen unsere teuren Wohltäter einen reichen Anteil haben werden.

Indem ich allen den reichlichsten Segen des Himmels wünsche, empfehle ich mich Ihrem Gebet und zeichne mit kindlicher Verehrung

Euer Hochwürden demütigster Diener
† Franz Xaver Geyer.

Die Engländer im Sudan.

Betrachtet vom Standpunkt des Missionärs.

Die Zeiten ändern sich und die Menschen mit ihnen, sagt der Dichter — und er hat recht. Dies ist zwar eine uralte Binsenwahrheit, auf welche allem Anschein nach ganz überflüssig hingedeutet wird

in einem Zeitalter, dessen ganzer Leib Dampf, dessen volle Seele Elektrizität, dessen einziger Gedanke — schrankenloser Fortschritt ist. Und doch! Trotz dieses Dampfes, der mit unüberwindlicher Gewalt den Menschen zur

Maschine herabdrückt, trotz dieser Elektrizität, die in wundervollem Schaffen die Maschine zum Menschen erhebt, trotz dieses Fortschrittsiebers, das ungeachtet so mancher guten Seite uns vielfach um Jahrtausende zurückschleudert, trotz dieser rastlos wirkenden Faktoren — betrachtet als geschiedene selbständige Glieder oder als geschlossene Dreieinigkeit weltengestaltender Kräfte — trotz allem, sage ich, bleibt auch jetzt noch oder vielmehr jetzt erst recht — der Mensch immer derselbe: der Mensch, wie er leibt und lebt, der Mensch in seinem Leichtsinn oder, wie vielleicht der Dichter sagen würde, der Mensch in seinem Wahn.

Ich will zwar nicht entscheiden, ob es ein Fluch oder ein Segen ist, daß das einfachste Gesetz des Fortschrittes das Gesetz der Stetigkeit in sich schließt, aber das ist sicher: wenn das Meteor aus dem Bereich der Anziehungskraft seines Sternes getrieben ist, dann verzehrt es sich, entweder selbst im nutzlosen Kampf gegen das dasselbe umgebende Element oder es fällt einer ihm überlegenen Macht zum Opfer, die es auf neuen Bahnen unaufhaltsam vorwärts drängt. Als sich die Menschheit durch den Urfrevel vom Herzen ihres Gottes losriß, unterlag sie demselben Gesetz. Das Experiment, welches Adam und Eva unternahmen, war jedenfalls mehr als verwegen; indes es war nicht unmenschlich und noch weniger altmodisch. Es schwebte ja sozusagen etwas moderne Luft um den Baum des Lebens. Wissen ist besser und zweifelsohne sicherer als glauben, lautet das Grunddogma der Zeit. Warum, dachten sich unsere Stammeltern, sollte denn gerade hinter dieser rotwangigen Schale mehr liegen als ein gewöhnlicher Apfelfern? Sie suchten, fanden und es gingen ihnen die Augen auf. Wollte Gott, daß auch uns immer die Augen aufgingen!

Wir erkennen an, daß Wissen Macht ist, aber wir sehen nicht ein, daß der Wissenstrieb ein gefährlicher Stachel ist, zumal wenn er keinen höheren Zweck kennt, als sich zu sonnen im Flimmerglanz eigener Weisheit. Wir wissen, daß, wer sucht, findet, aber wir vergessen, daß über dem Gefundenen die letzte Ursache übersehen wird. Wir schreien Mord und Zeter, wenn andere im Schlamm der Materie stecken bleiben, und hängen vielfach an den nächstbesten Gründen wie der Vogel an der Leimrute. Oder wie kommt es, daß wir im Verlauf der Geschichte nur noch dem „Daß“ und dem „Was“ nach-

spüren, ohne uns um das „Weil“ und „Warum“ zu bekümmern? Daß wir soviel faßeln über die Geschichte der Philosophie und so wenig reden von der Philosophie der Geschichte? Es ist zwar eine Dummheit, jagt uns der alte Aristoteles, zu klagen, daß es in den Tagen unserer Großväter besser war als heutzutage. Nichtsdestoweniger waren die Menschen vielfach weiser, als sie weniger wußten.

Wenn in alten Tagen die irdischen Verhältnisse sich manchmal herrlich erhoben, manchmal unter dem Einfluß verschiedener Elemente zusammenbrachen, so lebte in dem Bewußtsein der Menschheit der heilsame Gedanke, daß eine übernatürliche Hand, rächend oder schützend, die unsichtbaren Fäden menschlicher Geschichte hält und leitet. Sicherlich glauben wir daselbe, aber wir glauben es nicht mehr so recht. Oder würde es uns nicht g'spassig vorkommen, wenn vor 100 oder 200 Jahren ein Prophet auferstanden wäre, um den Zusammenbruch oder die wunderbare Entfaltung gewisser Staaten zu verkünden oder zu erklären, daß Gott ein auserwähltes Volk verworfen, dessen Feinde als Zuchtrute benützt und durch sie seine ewigen Pläne verwirklicht! Welch komische Rolle würde doch der spielen, welcher uns belehrte, das Aufblühen verschiedener Reiche der Gegenwart und das Verdorren des Markes uralter Nationen seien nicht nur die großen Zeichen unserer Tage, sondern auch eine inhaltsvolle Predigt des Himmels!

Wenn ich im folgenden meine Anschauungen niederlege, welche ich über die Engländer im Sudan gewonnen, so wollen diese Zeilen nichts zu schaffen haben mit sämtlichen Gründen, welche die Welt zum Vasallen des britischen Kaiserreiches gemacht haben. Meine einzige Absicht ist, eine oft wiederholte und oft mißverstandene Wahrheit einmal mehr zu betonen und auf ein spezielles Gebiet anzuwenden. Es ist dies die Frage über Kolonialpolitik in den Händen der göttlichen Vorsehung.

I.

London und Rom.

Manche Leute behaupten, daß die meisten Bücher der Zeit mit nichts sagendem Inhalt ganz besonders vielversprechende Titel tragen, um im tosenden Strudel des öffentlichen Lebens wenigstens noch etwas Aufmerksamkeit zu erregen. Vielleicht wird man auch diese Zeilen mit dem-

selben Maßstab messen: doch ich habe nichts dagegen. Was ich in diesem Abschnitt sagen möchte, ist in aller Kürze dies: Wenn man urteilen will über Kolonialpolitik und deren Bedeutung für das Evangelium, dann muß man sich vor allem darüber klar sein, was das Wort „Mission“ bedeutet. Und bevor man über die zivilisatorischen Bestrebungen einer Nation den Stab bricht, sollte man wenigstens das Hauptprinzip ins Auge fassen, auf dem sie beruhen.

Was ist Mission? Viele Leute glauben, die ganze Arbeit eines Missionärs bestehe darin, arme, sterbende Kinder von der Straße aufzulesen und zu taufen, alte, totfranke Personen mit leiblichen und geistlichen Medizinern zu versehen, die lernbegierige Jugend im Katechismus zu unterrichten, den Erwachsenen eine gute Anleitung zu geben, nach den Grundsätzen der christlichen Religion zu wandeln, und schließlich schöne Geschichten für die verschiedenartigsten Missionszeitschriften zu schreiben. Das hört sich allerdings wie ein schönes Geschichten an; aber der Begriff „Mission“ ist damit bei weitem noch nicht erschöpft. Man muß bedenken, daß es verhältnismäßig viel weniger kostet, den Menschen zum Christen als den Wilden zum Menschen zu machen. Sämtliche Fäden des Lebens seiner Schützlinge — mögen sie nun betrachtet werden unter dem Gesichtspunkt der Religion oder Politik, des Gewerbes oder Handels — laufen schließlich in der Hand des Missionärs zusammen und wollen von dort aus geleitet werden. Ich kann in der Tat keine bessere Beschreibung des Missionsberufes geben als die, welche der größte aller Missionäre mit bewunderungswürdiger Kürze gegeben hat. Es sind die Worte des hl. Paulus: „Allen alles werden!“ Damit ist aber unmittelbar eine neue Frage berührt — nämlich die alte Theorie der zwei Schwerter in moderner Form. Man muß wirklich die ganze Geschichte der Kirche ignorieren, man muß die Wunder göttlicher Vorsehung leugnen, um die Bedeutung der römischen Kolonialpolitik für die Ausbreitung des Christentums hinwegzudisputieren; man muß den hervorragendsten der neueren Missionäre, Franz Xaver, der Kurzsichtigkeit zeihen oder mit verschlossenen Augen die Zeichen unserer eigenen Zeit betrachten, will man anders mit leichtem Achselzucken an der Frage vorübergehen, ob und was die Kolonialpolitik zivilisierter Staaten etwas mit Missionierung zu tun habe oder nicht.

Wenn ich das Gesagte in aller Kürze auf unsere spezielle Mission anwende, dann habe ich mir vor allem darüber klar zu werden, auf welchen Grundsätzen die englische Kolonialpolitik im allgemeinen beruhe. Daß ich auf Einzelheiten nicht näher eingehen kann, versteht sich von selbst, ebenso auch, daß ich alle Nebenströmungen außeracht lasse und mich nur an den Hauptgedanken halte, welcher dem britischen Kaiserreich das Leben gegeben hat.

Ich weiß nun recht wohl, daß alle Vergleiche mehr oder weniger hinken, aber nichtsdestoweniger manchmal notwendig sind. Kein vernünftiger Mensch leugnet, daß Roms Kolonialpolitik eine der größten Segnungen war, welche Gott im Anfang seiner Kirche angedeihen ließ. Die Frage bewegt sich hier nicht um Kolonialpolitik überhaupt, sondern um die besondere Weise, in welcher sie sich vollzog, und wenn die englische Kolonialpolitik eine klare Parallele dazu aufweist, dann wird man wenigstens gewisse Schlüsse mit begründeter Wahrscheinlichkeit sozusagen schon zum voraus ziehen dürfen.

Der Umstand, daß die Erde eine Kugel ist, ermöglicht es, desto mehr auf ihr zu überblicken, je höher man sich befindet. Als der römische Kar 700 Jahre vor Christus sich von den Ruinen Alba Longas siegreich emporschwang, gönnte er sich für fast ein Jahrtausend keine Ruhe mehr. Jeder neue Sieg stahlte seine Kraft und je höher die Sonne seines Glückes stieg, desto höher schwebte er, bis er zuletzt auf der schwindelnden Höhe einer unglaublichen Macht fast alle Völker Europas, Asiens und Afrikas zu seinen Füßen erblickte. Der goldene Meilenstein auf dem Forum war der Brennpunkt für die Strahlen eines unermesslichen Netzwerkes von Straßen, auf welchen die Soldaten, Kaufleute und Richter Roms und schließlich die Apostel Jesu Christi dahinzogen. Von solchen Zuständen konnte Tertullian schreiben: „Die ganze Welt ist uns erschlossen. Sie erhebt sich von Stunde zu Stunde auf eine höhere Stufe der Kultur und erweitert die Summe menschlicher Ergötzungen. Jedes Plätzchen steht offen; alles wird bekannt und belebt durch Geschäfte.“ Es war der feine politische Takt, der solche Verhältnisse ermöglichte: die Erhabenheit des lateinischen Namens oder, wie Plinius sagt, die unendliche Majestät des Friedens. Denn der Geist römischer Regierungsformen war fern von strengem Militarismus

oder starrer Bureaucratie und einem Heere von Spionen, welche mit einem allzeit wachsamem Verdacht jede Regung des bürgerlichen Lebens hemmen. Sicherlich war es nicht römischer Grundsatz, daß kein Volk treu bleiben könnte, welches nicht am Gängelband geleitet würde: vielmehr durften Städte und Staaten ihre eigenen An-

gelegenhelten verwalten. Das war das ganze Geheimnis römischer Kraft und Stärke. —

Wenn Rom seine unterworfenen Feinde dann zu Bundesgenossen erhob oder seine Kolonien als Töchter nannte, so waren das nicht leere

Namen. Denn, um nur von letzteren zu reden, jede von Roms Kolonien war Rom selbst im verkleinerten

Maßstab und darum ein Wachposten, ein Hort, ein Stapelplatz römischer Macht, eine Quelle,

welche die umliegenden Gauen mit Roms rechtlichen und religiösen Ideen befruchtete. Dies darf uns nicht wundernehmen,

da jener moderne Fortschritt, den wir unter dem Namen „Trennung von Staat und Kirche“ kennen, auf ehemalige Verhältnisse übertragen, ein bares Ding der Unmöglichkeit wäre. So kam es denn, daß das Herzblut der Mutter in den Adern der Tochter Kolonie rollte und beide mit unzerreißbaren Fesseln verband; und während Rom sich nur das eine Recht behielt, Krieg und Frieden im Bausche seiner Toga zu

tragen, ließ es allen anderen nach Möglichkeit die angestammten Gesetze, Freiheiten, Güter und Sitten. Ein Cicero konnte darum wohl mit Recht sagen: „Es ist mehr ein Protektorat als ein Kaiserreich.“

Was hier von der römischen Kolonialpolitik erwähnt wurde, darf man nach Vertauschung

der Namen fast wörtlich auf die englische anwenden. Wollte man einen Unterschied machen, so könnte gesagt werden, daß der

Anfang englischer Kolonisation weniger vom Staate ausging oder mit ihm zusammenhing, als es in Rom der Fall war. Das war

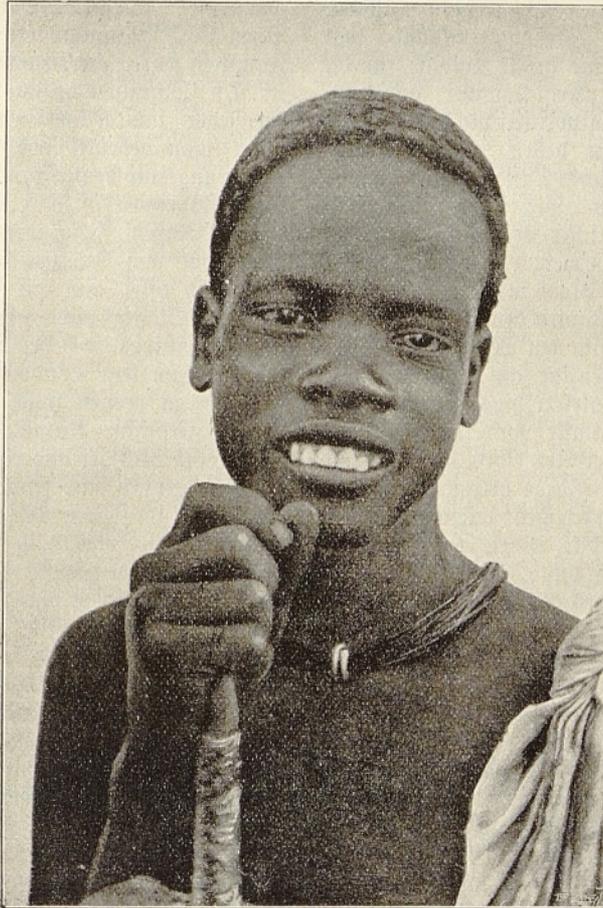
jedoch für damals kein Unglück. Im Gegenteil, jene praktische und selbsttätige Natur, welche in der

germanischen Individualität steckt, konnte sich unso ungestörter und kräftiger entfalten. Im

Dunkel der Nacht wuchsen sozusagen die Töchter Englands heran, bis sie an einem schönen Morgen in bezaubernder

Schönheit der Welt sich zeigten. Das war ein herber Schlag für jene, welche die Zivilisation auf der Spitze des Schwertes oder im Knopfe eines wuchtigen Polizeistockes herumtrugen.

Ich weiß zwar auch, daß auf englischer Seite einzelne Stimmen laut wurden, welche besonders die Missionswerke durch das scharfe Auge des Gesetzes zu streng überwachen lassen wollten, aber sie verhalten ohne Echo wie ein Ruf in



Schilluknegert.

der Wüste. Der eigentliche englische Standpunkt ist in der That ein ganz anderer. Grimmert sei hier nur an die Kolonisation von Neuzeeland, welche ausging von einer Vereinbarung in Otago zwischen Kapitän Cargill und Dr. Aldcorn und der Abmachung in Canterbury zwischen Bischof Hinds und Lord Lyttleton. Im ersten Falle war die freie Kirche Schottlands, im zweiten die Hochkirche Englands vertreten und so hatte das ganze Unternehmen schon in der Wiege eine gewisse religiöse Färbung. Kanada war einmal geplant als eine große Kolonie für die katholischen Irländer. Kein Wunder, daß heutzutage englische Kolonialpolitiker mit begründetem Stolz ihre Kolonien denen anderer gegenüberstellen. Frankreichs Ansiedelungen waren jedenfalls älter; aber „wir sehen nicht mehr die alte Kraft französischer Kolonisation, welche im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert so augenscheinlich war. Kein moderner Franzose ist würdig in die Fußstapfen des großen Coligny getreten: keiner hat sich ein Muster genommen an dem Plane jener Kultur, die zusammengefaßt war aus glühendem Patriotismus und religiösem Eifer. Es gibt keine Klasse von Staatsmännern mehr, welche nach der Art eines Richelieu und Colbert von herrlichen Ideen getragen sind. Es gibt keine solchen Männer mehr wie die Jesuiten-Erforscher von Kanada: Biart, Gabriel Vallemant, Jsaak Jogues und Jean de Brebeuf.“ Es sind dies Worte eines englischen Protestantens. Whakeshire, der große englische Kolonisationsführer, hat das Kolonialprinzip seines Volkes in die wenigen Worte zusammengefaßt: „Wenn so viele Leute die Gestade Englands verlassen müssen, um in der Fremde einen neuen Herd zu gründen, so sendet sie in der rechten Weise und zur rechten Zeit: und wenn sie angekommen sind, laßt sie die Vorräte finden, welche für sie bereitet wurden. Laßt sie die Einrichtungen der Zivilregierung sehen — laßt sie Kirche, Schule und alle Institutionen finden, an welche sie daheim gewöhnt waren.“ Die gleichen Anschauungen kamen feierlich zum Ausdruck, als am 6. April 1843 Charles Buller in beredten Worten den sittlichen Gehalt der Kolonisation in dem Hause der Abgeordneten betonte. „Weder Phönizier noch Griechen, noch Römer, noch Spanier, noch unsere eigenen Vorfahren,“ sagt er, „träumten, wenn sie kolonisierten, dies zu tun mit einer einzigen Menschenklasse oder gerade mit der elendsten. Nein, die größten Männer aller Republiken schufen die Kolonien.“

Jede Kolonie war einfach selbst ein Bild der Heimat, die sie verlassen hatten. Die feierlichsten Zeremonien ihrer Religion segneten ihre Abfahrt von der Heimat und sie trugen mit sich die Bilder der heimischen Gottheit, welche sie für immer an die alte Heimat fetten sollte durch den Akt gleichen Gottesdienstes. Die spanische Regierung sandte hohe kirchliche Würdenträger zusammen mit den ersten Kolonisten. Die ersten Familien sandten ihre Söhne nach Mexiko und Peru. Lord Baltimore und die besten katholischen Familien waren die Grundlage von Maryland.“

Die Schlüsse daraus sind so klar, daß sie ein jeder sich selbst ziehen kann, besonders, wenn man bedenkt, daß die heutige englische Regierung auf dem Standpunkt des modernen Agnostizismus steht. „Laßt jeden nach seiner eigenen Fassung selig werden,“ sagte Friedrich der Große von Preußen. Die Engländer sagen: „Freiheit allen und in allem, so lange es unserem Staate nicht schadet.“ In der That, würde Aristides von den Toten auferstehen, er würde heute von London sagen, was er einst in Rom zu preisen fand. „Das einzige,“ sagt dieser griechische Redner, „was ich ganz besonders in euch bewundere, ist — daß ihr mit einer so großen und festgegründeten Macht die Menschen als freie Männer regiert — eine Tatsache, die von euch und von euch allein ausgesagt werden kann. . . Ihr habt die Welt zu einer einzigen großen Stadt gemacht; ihr setzt dann Beamte ein, um die Bürger mit einer gesetzlichen, aber keineswegs despotischen Macht zu regieren.“ Zum Glück brauchen wir nicht mehr die alten Heiden von den Toten zum Zeugnis hervorzurufen. In dem Augenblick, da ich diese Zeilen nieder schrieb, bestätigte eine große Auktorität dieselbe Wahrheit. Als am 6. Dezember v. J. Prinz Artur von Connaught dem Papste einen Besuch abstattete, sagte Pius X.: er wisse wohl, daß England wahre Freiheit besitze und daß alle Missionäre, welche von den verschiedensten Teilen des britischen Kaiserreiches kommen, die große Freiheit rühmen, der sie sich in den englischen Kolonien erfreuen. Und dürfte ich mir erlauben, mit dem Hinweis auf persönliche Erfahrungen diesen Abschnitt zu schließen, so müßte ich, gezwungen durch das, was ich mit den eigenen Augen gesehen und durch den Verkehr mit Missionären aus allen Erdteilen gehört habe, ganz genau dieselbe Ueberzeugung aussprechen.

Fortsetzung folgt.

Vom Nil zum Roten Meer.

Von Hochwürden P. Otto Huber F. S. C.

(Fortsetzung.)

2. Von Bäck nach Ariáb.

Ein Tagesrauen lagen vor uns gleich gewaltigen Festungswällen die Sandhügel von Bäck, welche sich in der Richtung von Süden nach Norden ausdehnen. Ueber diese Hügel führte der Weg. Fünf Viertelstunden lang ging es von Hügel zu Hügel hinauf. Diese sind, bunt übereinander getürmt, von den mannigfachsten Gestalten und fallen mitunter steil wie eine Mauer ab. Für mich, hoch zu Kamel, war der Blick über das weite, phantastisch gestaltete Sandmeer interessant. Aber meinem Führer Atallah war es nicht besonders gut zuzunute; er rief nebst dem alltäglichen Abd el gader noch manche andere Heilige an, denn seine Kamele sanken fast bei jedem Schritt tief in den Sand ein. Auf der Spitze des letzten und höchsten Hügels angelangt, bot sich dem Auge ein prächtiges Panorama dar. Ein niedliches, mit grünenden Bäumen und Sträuchern bedecktes Tälchen lag zu unseren Füßen. Im fernem Hintergrund spiegelte sich auf großartige Weise am Horizont das Trugspiel der Fata Morgana. Es schien buchstäblich, einen weiten, breiten See am Abhang der Sedjoberge gegen Osten hin vor sich zu haben. Wir durchquerten das Tälchen und gelangten nach Ueberwindung eines anderen, niedrigeren Hügels zum eigentlichen Tal und Brunnen Bäck. Das Tal Bäck erstreckt sich vom Brunnen aus, besonders in der Richtung nach Südosten, bis zu den Bergen des gleichen Namens, wohl anderthalb Tage weit. Verschiedene Nomadenstämme, wie die Eschebab, die Mansuráb und die Bisharinen, haben hier selbst und in der Umgebung ihre Wohnsitze.

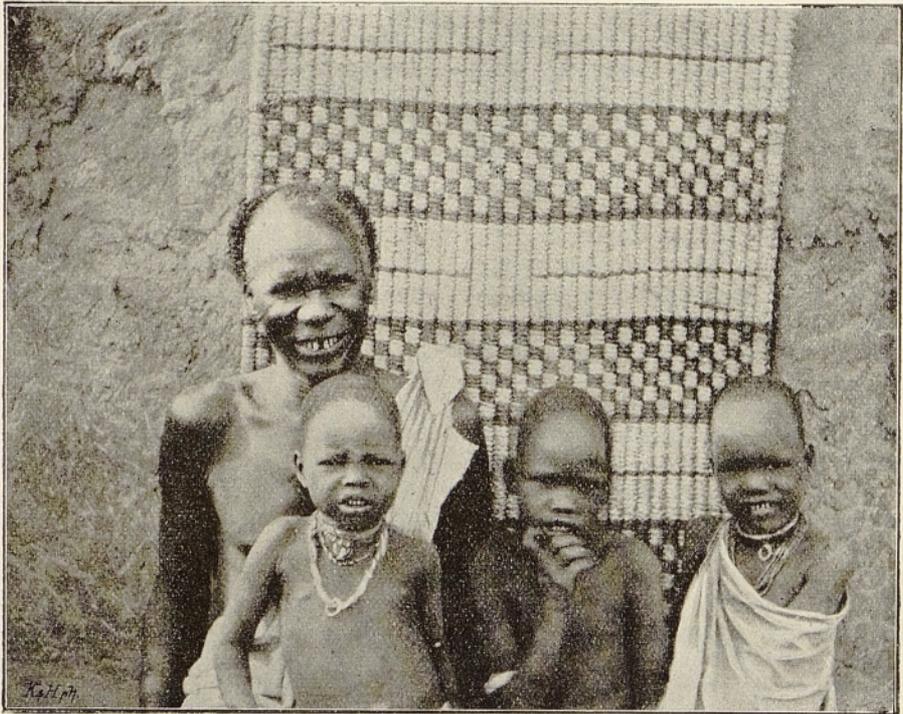
Hier beginnt nun das eigentliche Beduinen-element. Die Beduinen hatten bei der Empörung des Sudan eine wichtige Rolle gespielt, nämlich sämtliche hatten sich dem Aufstande des Mahdi angeschlossen und zwar auf Anregung des allbekannten Osman Digna. Osmans Vater war ein Türke, seine Mutter aus dem Stamm der

Degruábeduinen. Osman besaß viele Güter zu Suakin und war Kaufmann. Als solcher lernte er in Kordofan den Mahdi kennen. Begeistert von dessen Grundsätzen, d. h. vom Rauben und Plündern, kehrte er in die Berge zurück und forderte die Nomaden zur Empörung auf. „Abgaben an die Regierung braucht ihr in Zukunft keine mehr zu zahlen,“ jagte er ihnen. „Es herrscht Freiheit, die Karawanen zu plündern, ja es ist sogar ein verdienstvolles Werk, wofür man sich die Nachlassung seiner Sünden erwirbt. Wer einen Ungläubigen ermordet, hat als Lohn das Himmelreich!“ Die beuteluftigen Beduinen jubelten dem Osman zu; sie glaubten sich ins goldene Zeitalter versetzt. Sofort wurden sämtliche Karawanenwege unsicher, denn die Nomaden wetteiferten, sich durch Raub und Mord die Sündennachlassung und das Himmelreich zu verdienen. Sie bedrohten sogar die Milgegenden. Wir werden bald kommen, euch zu plündern, ließen sie den Leuten von Verber jagen.

Die allgemeine Empörung der Beduinenstämme war für die Sache des Mahdi sehr vorteilhaft, denn dadurch wurde den Engländern die Straße von Suakin an den Nil abgesperrt. Aber weder dem Osman noch den aufständischen Nomaden wurde Anerkennung zuteil; dem Osman genöß nach dem Tod des Mahdi keine besondere Achtung vonseiten des Kalifen. Den Beduinen aber gingen erst recht die Augen auf. Vor allem konnte sie der Kalif nicht dulden; ihr dichter Haarwuchs war ihm unausstehbar. „Diese langhaarigen, struppigen Leute, wie wollen sie dem beten?“ rief er aus. „Ihr Gebet kann ja nicht Erhörung finden vor Gott. Alle müssen sich die Haare schneiden; weigert sich einer, so zieht ihm die Haare heraus.“ In bezug auf Steuern kamen sie auch nicht besser davon als einst. Osman selbst, der ihnen aufgebunden hatte, daß nichts mehr zu zahlen sei, kam, um die

Abgaben zu fordern, wobei er nicht so aufs Geringe schaute. Alle besten Kamele nahm er weg als Geschenk für den Kalifen. Uebrigens verlangte er von den Beduinen, in den Krieg zu ziehen: das mißfiel ihnen am allermeisten. Hinterlistig über die Karawanen herfallen und plündern, damit waren sie wohl einverstanden. Aber ins offene Feld ziehen, wo die Kugeln pfeifen, dazu hatten sie wirklich keine Lust. Sie verließen deshalb den Osman und kehrten in ihre Täler zurück, das Vieh zu

Wanderer etwas Schatten. In einiger Entfernung beginnen die Salamträucher, welche in weiter Ausdehnung nach Norden, nach Osten und besonders nach Südosten ein bebaubares Erdreich bedecken: dieses wird bei Regenzeit mit Durrah bepflanzt. Die Beduinen leben zwar hauptsächlich von der Milch und vom Fleisch ihrer Herden, gebrauchen aber auch die Durrah und säen sie fleißig, wenn eine günstige Regenzeit kommt. Sollte der Regen kärglich ausfallen, so sind sie genötigt, die Durrah an den



Häuptling samt Kindern von Mau.

weiden. Der erzürnte Osman fiel über sie her und vernichtete sie an einigen Stellen sozusagen vollständig. So gab es denn in den letzten Zeiten des Kalifenreiches am Bak fast keine Beduinen mehr.

Der jetzige Brunnen Bak ist gegen 18 m tief und neu gebaut; sein Wasser hat einen salzig-bitteren Geschmack; mitunter trocknet er aus. Bei meiner Rückkehr fand ich ihn fast völlig versiegt. Der Brunnen ist öde gelegen; kein Baum noch Strauch gibt dem müden

Mitlegenden oder zu Suakin einzukaufen. — Am Brunnen selbst herrschte reges Leben. Beduinen in jedem Alter, Knaben, Jünglinge, Männer und Greise, waren um ihn herum mit dem Tränken der Herden beschäftigt. Jünglinge und Männer trugen scharfe Messer in den Gürteln, hatten auch Schilde und Lanzen; sie zeigten sich mir gegenüber mißtrauisch und fragten meine Leute, wer ich sei. Diese gaben mich für einen Regierungsinspektor aus; ich wußte nichts davon. Vor mir stand ein Knabe

und zerzauste sich mit beiden Händen das struppige Haar; er muß wohl darin Inzassen gehabt haben. Die Herden bestanden meist aus Kamelen von den verschiedensten Größen, darunter auch ganz junge, niedliche Tiere. Das Wasser wurde mittelst eines Lederschlauches, der an einem langen Seil befestigt war, vom Brunnen heraufgezogen und in Gräben und Erdtröge gegossen. Sierig warf sich das durstige Vieh auf die gefüllten Wassergräben, tritt und biß sich, um sich gegenseitig zu verdrängen.

Mit sonderbaren wilden Lauten brachten hierauf die Beduinen ihre Kamele zum Knien und klink wie die Affen warfen sie sich darauf, groß und klein, ohne Sattel. Die Kamele sprangen ungestüm auf und galoppierten davon. Aber die langhaarigen Wüstenjöhne saßen fest darauf, nicht einmal ein Knabe schwankte. Zum Kamelreiten sind die Beduinen Meister, jeder Knabe ist schon ein vollkommener Reiter. Auf dem Kamel verbringt der Nomade den größten Teil seines Lebens und tot wird er mitunter noch auf dem Kamel zur letzten Ruhestätte befördert. Obwohl der Nomade überall in der Steppe einherzieht, hat doch gewöhnlich jeder Stamm ein besonderes Tal als eigentlichen Wohnsitz, dessen Erde ihm teuer ist: dort will er begraben sein. Stirbt er nicht allzuweit entfernt davon, so bringt man ihn mit schnellläufigen Kamelen, Hadjin, und auf einem besonders eingerichteten Sattel, Schendeg genannt, in sein Heimatstal zur Beerdigung.

Nach kurzem Aufenthalt an diesem reizlosen Brunnen zogen wir eine geraume Zeit über gutes Erdreich in der Richtung nach Nordosten und gelangten über eine Hochfläche, zwischen zwei Bergen gelegen, hinab ins Ledjótal. Nun ändert sich die Landschaft. Von Berber bis Bak war die Gegend meistens eine langweilige, öde Wüste. Jetzt aber wird das Naturbild schöner, der Steppe ähnlich. Große, grasreiche Täler, die bei Regenzeit sich zu üppigen Weideläusen gestalten, wechseln mit nackten, verbrannten Bergketten. Der Baumwuchs bis zum nächsten Brunnen ist spärlich. Das Trugspiel der Fata Morgana, das erst so großartig erschien, wird nun schwach, bis es beim Kokerébtal völlig aufhört. Obenerwähntes Ledjótal war bedeckt mit kleinen, zarten Graspflanzen, von den Beduinen eelab genannt; es ist dies ein Futter, das den Kamelen vortrefflich mundet. Die Nacht verbrachten wir in einem grasigen Tälchen am Abhang des Doppelberges Osef,

des höchsten Berges zwischen Berber und Ariab, der weithin sichtbar ist. Am folgenden Morgen durchzogen wir das uadi Laieméb attohtáni, d. h. das untere Laiemébtal, das stellenweise mit vielen Salamsträuchern bedeckt und nach allen Richtungen hin von Gräben durchquert ist, welche zweifellos vom Regenwasser herühren.

Hier endigt die Einflußsphäre des Scheich uad rädje, der zu Berber residirt. Das Wüsten- und Steppengebiet ist nämlich unter Scheichs verteilt. Jedweder Scheich ist verantwortlich vor der Regierung über Morde und Diebstähle, die in seinem Gebiet vorkommen. Wird man von den Nomaden bestohlen, so hat man sich an den Scheich zu wenden, der am Ort des Verbrechens zu gebieten hat. Das ist leicht gesagt, aber schwer getan, und am besten ist es, recht aufmerksam zu sein, wenn man durch die Wüste zu reisen hat. Wir befanden uns nun im Gebiet des Scheichs von Ariab, namens Mohámméd Bagásch; er befiehlt bis zum uadi Laieméb al fogáni, d. h. bis zum oberen Laiemébtal. Obenerwähnter uad rädje hat nun seine Stelle verloren. Er führte nämlich die Regierung am Karrenseil herum. Diese verlangte 3. B. von ihm Kamele zu mieten. „Uebermorgen werden alle Kamele da sein,“ versicherte uad rädje. Aber am versprochenen Tage war keine Spur davon zu erblicken, sogar nach einer Woche noch nicht. Endlich wurde es dem Mudir von Berber zu bunt. Er setzte den alten Lügner ab und brachte einen anderen an dessen Stelle. Mittags rasteten wir im Tal Grejshát. Die tafelförmige Krone eines Samrabaumes gab uns spärlichen Schatten. Mein Diener Abderrahmán ging Keifig zu sammeln. Er trat eben mit einem Fuß auf einen dünnen Ast, um ihn zu brechen, mit dem anderen stand er auf der Erde, als er unter seinem Fuß ein lebendes Wesen fühlte. Rasch hob er den Fuß auf und im selben Augenblick schnellte eine Schlange empor, die ihn anfauchte. Abderrahmán lief schnell seinen Stock zu holen und mit ein paar geschickten Hieben schlug er die Schlange tot. Sie hatte einen dreieckigen Kopf, ein offenes Zeichen, daß sie zu den giftigen Arten gehörte; es war eine Sandvipere, ungefähr einen halben Meter lang. — „Herr, jetzt werden wir erst recht Glück haben,“ rief Abderrahmán freudig aus, „denn es gelang mir, das böse Tier zu erschlagen. Wir können nicht umhin, die Schlangen zu töten, wenn wir sie

sehen," fuhr er weiter: „denn sie schaden Menschen und Vieh, vergiften sogar Speise und Trank: entgeht uns die Schlange, so ist dies kein gutes Zeichen.“ Abderrahmán konnte von Glück sprechen, daß er Sandalen an den Füßen trug. Nach dem arabischen Sprichwort sind die Schlangen vier Monate auf den Bäumen, nämlich bei Regenzeit, wenn das Erdreich von Wasser bedeckt und durchdrungen ist: vier Monate auf der Erde, nämlich nach der Regenzeit, wenn die unteren Erdschichten noch naß oder feucht sind: vier Monate unter der Erde, nämlich in der heißen Jahreszeit, um ihren Winterschlaf zu halten.

Abends gelangten wir zu den Kormotbergen und zum Tal des gleichen Namens. Es ist dies ein schönes, breites Tal, von tiefen Furchen durchzogen, ein Zeichen, daß hier starke Regen niedergehen. Hierauf kam das weite, grasreiche Elábtal, worin uns die Dunkelheit erreichte. Zur Rechten vernahmen wir Stimmen der Beduinen, die ihre Herden weideten. Wir hatten keine Lust, in der Nähe derselben die Nacht zu verbringen, denn sie sind berühmte Diebe. Deshalb gingen wir wacker voran bis zur späten Nacht und rasteten inmitten der Grasbüsche des Beelábtals, nahe beim djabal mahata Gordon, d. h. Berg des Rastplatzes Gordons, so benannt, weil hier Gordon bei seiner Reise von Suakin an den Nil die Nacht zugebracht hatte. Nachts zog eine heimkehrende Karawane an uns vorüber. Wir vernahmen zwar die Stimmen, kimmerten uns aber nicht darum, da wir recht müde waren. „Vielleicht

befand sich darunter auch mein Verwandter," sagte Abderrahmán am folgenden Morgen und untersuchte die Fußstapfen der während der Nacht vorübergegangenen Leute. „Es ist wirklich so," rief er plötzlich überrascht aus, „sieh' da im Sand die Fußtritte des Sohnes meiner Schwester!" „Wie kannst du unter dem Wirrwar der Tritte von Menschen und Tieren genau den Fuß deines Verwandten erkennen?" bemerkte ich. „Kannst du lesen?" fragte er mich. „Gewiß!" erwiderte ich. „Nun, wie du Buchstaben von Buchstaben unterscheiden kannst, so verstehen wir es, zwischen Fußstapfen und Fußstapfen zu unterscheiden," antwortete er. Im Erkennen der Fußspuren haben die Beduinen und Araber eine besondere Begabung.

Vom Beelábtal zogen wir geraume Zeit auf meist schwierigen Pfaden über steinige Hügel durch liebliche Täler, sämtliche tabee Beeláb — Nebentäler des Beeláb — bis wir endlich ins weitausgedehnte Bargúttal gelangten. Bargút heißt bekanntlich, aus Arabisch ins Deutsche überetzt, Floh und das Tal erhielt diesen sonderbaren Namen von gewissen Tierchen, die sich in dem stehenden Regenwasser vorfinden, von den Leuten Wasserflöhe genannt. Dann waren noch einige Hügel und Berge zu überwinden. Es ging zwar hinauf über holperige Pfade, aber droben von der Höhe genoß man einen romantischen Ueberblick auf die bunt zusammengewürfelten, von der Sonne verbräunten Bergfegeln, mit dem Bargúttal zur einen und dem Ariábtal zur anderen Seite.

3. Von Ariáb nach Ikokeréb.

Müde vom schwierigen Auf- und Abklettern rasteten wir drunten im Tal unter einem der zahlreichen Samrabäume. Dann folgten wir dem Bett des Chor Hadajaméd, an dessen Ufern ich wieder zum erstenmal schöne Hidjlikbäume wachsen sah. Endlich betraten wir das breite Bett des gewaltigen Chor Ariáb, der dem Haupttal und allen umliegenden Nebentälern wie auch dem Brunnen und den Bergen seinen Namen gibt.

Der Brunnen ist inmitten des Chor; sein Rand ist jedoch von dessen Bett bedeutend erhoben, so daß die Regenwasser ihn nicht leicht anfüllen können. Oben am Rand liegen in einem unregelmäßigen Quadrat große harte Steine, in denen sich durch das alltägige jahrelange Reiben der Seile tiefe Einschnitte ge-

bildet haben. Der Brunnen ist nur gegen acht Meter tief und hat ein vortreffliches Wasser. Dasselbe schmeckte besonders unseren durstigen Kamelen, die zu wiederholtenmalen davon tranken, bis sie nicht mehr konnten. Aber auch für uns war das klare Brunnenwasser ein Labjal. War es doch das erste frische Wasser, das wir seit fünf Tagen tranken. Auch sämtliche Wasserschläuche wurden damit angefüllt.

Das Tal ist der Wohnsitz des Stammes der Mosaiáb. Diese haben unter der Kalifenherrschaft stark gelitten vonseiten der Baggára. Die Baggára kamen, wie bekannt, vom südwestlichen Kordofan her. Es waren dies wilde Gesellen mit schmutzigen, zerzausten Bärten nach Geißbocksart: sie parfümierten sich mit Schwefel. Der Kalif, der ebenfalls Baggára

war, setzte in sie ein absolutes Vertrauen; sie waren die Herren des Landes. Erzürnt über die Mofaiab, schickte der Kalif einen Trupp Baggära nach Ariab. Die raublustigen Burſchen zogen übermütig auf ihren Säulen nach Berber, mit Lanzen und Schwertern bewaffnet, auf dem Kopf eine Art Helm aus Tuch, auf welchem rechts und links eine hörnerartige Spitze emporragte. Der Vorreiter rief: „Abu gurin. Taraſini sen? Marfail beturk“. d. h.: Ich trage Hörner. Kennt ihr mich wohl? Ich freſſe die Türken. — Mit dem Namen „Türken“ waren alle Fremden bezeichnet. Auf dem Weg nach Ariab holten ſie gar manchen langhaarigen Beduinen am Schopf, ſtahlten Kamele, fraßen Schafe und Ziegen und ſangen aus Zufriedenheit:

Schajelin ganäna
Taschinki chaläna
Almaut abäna
Israhin daka djorna
Al cheil tabaäna;

d. h.: Mit den Spießen in der Hand
Ziehen wir einher ins Land;
Der Tod mag uns nicht.
Israhin*) ließ ſich nieder in einer Schlucht,
Die Reiter trieben ihn in die Flucht.

Von Ariab aus unternahmen ſie Raubzüge in die Umgegend, töteten die Leute und trieben die Herden mit ſich. Dann hielten ſie großartige Schmausgelage in einensfort. Das Fleiſch brieren ſie auf folgende Weiſe: Sie machten einen Graben, den ſie mit glühenden Kohlen anfüllten. Darüber legten ſie der Länge nach einen Baumſt, der mit beiden Enden auf Steinen ruhte. Darauf hingen ſie das in Riemen geſchnittene Fleiſch der geſchlachteten Tiere und ließen es braten ohne Salz und Schmalz. Endlich fraßen ſie, bis ſie nicht mehr konnten. Drei Jahre lang trieben ſie dieſes flotte Leben, bis ſie am Ende nichts mehr zu rauben fanden. Die Beduinen der Umgegend waren indessen teils ausgerottet, teils entflohen. Dann zogen ſie davon, um anderswo das Schlaraffenleben fortzuſetzen. Nach dem Abzug der Baggära kehrten die Mofaiab allmählich nach Ariab zurück.

Wir fragten nach dem Scheich Mohammed Bagäſch, erhielten aber als Antwort, er ſei auf die „tolba“ gegangen. Jeder Nomaden-

ſtamm muß nämlich an die Regierung die „tolba“, d. h. Abgabe zahlen. Dieſe iſt gemäß der Kopffzahl des Stammes und des Reichthums an Herden verſchieden. Die Mofaiab zahlen z. B. jährlich an die Regierung 12.000 Real, d. h. 24.000 Mark. Der Scheich ſelbſt geht herum, verlangt von dem einen eine Ziege, von einem anderen ein Schaf, wieder von einem dritten ein Kamel oder auch gemäß deſſen Vermögen mehrere, verkauft das Vieh und zahlt mit dem Erlös die Regierung. Kommt beim Verkauf mehr Geld heraus, als die Höhe der Abgaben beträgt, ſo gehört das übrige dem Scheich.

Ein Beduine von mittelmäßiger Geſtalt, mit ſtruppigem Haar und ſchmutzigem Gewand, kam herbei; er nannte ſich Majdüb und gab ſich als Stellvertreter des Mohämmmed Bagäſch aus; er hatte eine gewandte Zunge.

Das Ariabtal, d. h. das Haupttal nebt allen Nebentälern iſt von Bergen eingeſchloſſen, von deren Abhängen bei Regenzeit ſich ſämtliche Waſſer in den Ariab und deſſen Nebenbäche ergießen. Seine hauptſächlichſten Speiſer ſind der Chor Hadajamed von Weſten her, deſſen Ufer entlang wir gekommen waren, und der Chor Delbieh von Oſten her. Der Chor Ariab ſelbſt fließt von Süden nach Norden. Infolge der Vereinigung ſo vieler Waſſer muß in dieſem Chor eine gewaltige, ungeſtümte Waſſermasse dahineilen, was ja auch aus dem breiten, tiefen Bett leicht zu erkennen iſt. Hier und dort vom Bett entfernt, findet man angeſchwemmtes Holz, ein Zeichen, daß er mitunter ſeine Ufer übertritt. So muß denn der Majdüb wohl Recht gehabt haben, indem er erzählte, daß während der Regenmonate der Chor ſich bisweilen in eine Art Fluß verwandle mit reißennder Strömung, die ſogar das Vieh davonführe. Sie ſelbſt baden erſt darin, wenn das Waſſer fällt. — „Ich wundere mich über euch Europäer, denen ſogar die Geiſter dienen,“ fuhr Majdüb erzählend weiter und indem er ſo redete, deutete er auf den Telegraphendraht hin. (Suakin iſt bekanntlich mit Berber durch eine Telegraphenlinie verbunden, welche der Karawanenſtraße folgt.) „Durch dieſen Draht geht oft eine Stimme, die mitunter ſehr ſtark iſt; ſie muß halt Streit haben. In einem Augenblick geht ſie vom Roten Meer an den Nil. Ihr verſteht, was ſie ſagen will, und ſprecht gegenſeitig damit. Auch wir haben ſie ſchon aufmerkſam angehört, konnten aber nichts

*) Israhin iſt der Würgengel. Dieſer ſoll ſich nach der Meinung der Baggära in einem Tal niedergelaſſen haben, die Leute zu töten. Beim Umhören der Baggärareiter aber ſoll er aus Entſetzen geſtohen ſein.

davon verstehen. „Nan sakanáb? — (d. h.: Was gibt es?) — riefen wir hinauf. Keine Antwort kam herab. Wie das zugeht, begreifen wir nicht,“ sagte Majdúb und schüttelte sein langes Haar. Für die unwissenden Wüstenjöhne ist alles, was sie nicht begreifen, Geisterarbeit.

Schön ist im Ariábtal die Vegetation. In der Nähe des Brunnens wuchsen fünf große, laubdichte Harásbäume, unter deren Schatten wir ruhten. Dicke, verschiedenartige Akazienbäume standen an des Gießbachs Rand und erfüllten mit ihren zahllosen Blüten die Luft mit Wohlgeruch. Holz gibt es in Ueberfluß. Ganz oder zum Teil entwurzelte Bäume liegen zerstreut herum. Dichtes, umfangreiches Buschwerk wuchert dortselbst, gebildet von Nabak-, Sedra- und anderen Sträuchern. Die Nomaden haben sich unten niedere Zugänge bis inmitten des Buschwerks gemacht. Dort kriechen sie hinein, wenn die Sonne unerträglich brennt: geschützt vom Labyrinth der Zweige und vom dichten Laubdach, erfreuen sie sich der Frische, den Vögeln ähnlich.

Letztere, d. h. die Vögel sind zahlreich vorhanden und ganz zutraulich, denn niemand tut ihnen etwas zuleide. Die Nomaden nähren sich bekantlich nicht von Vogelfleisch. Besonders auffallend ist ein Vogel, ungefähr von der Größe eines Rebhuhns, mit schillerndem grünen und rotbraunen Gefieder und weißlichen Flügelspitzen. „Wie heißt dieser Vogel?“ fragte ich meine Leute. „Das ist der grüne Vogel,“ lautete die Antwort und damit war ihre Wissenschaft erschöpft. Die Nomaden nennen ihn hadalt. Der Vogel frißt Ungeziefer, verschmáht aber auch Pflanzenkost nicht. Er ist über die Maßen geschwázig und frech und übertrifft hierin Elster und Sperling insgesammt. Kaum waren die Kamele abgeladen, da flog er von den umstehenden Bäumen herbei, ließ sich auf dem Gepáck nieder und lief schwagend darauf herum, wie wenn er der Herr davon wäre. Verseheuchte man ihn, so war er nach kurzem wieder da. Dazu gesellten sich Turteltauben und andere Vögel. — Aber auch giftige Schlangen gibt es dort und Majdúb nannte sie eine wahre Plage.

Er lud uns ein, die Nacht am Brunnen zu verbringen. Doch wir waren nicht dieser Meinung und brachen auf. Es war abends und die Sonne begann hinter den Bergen des reizenden Dasentales zu sinken. Baum und Busch widerhallten vom Gezwitzcher der Vögel,

die sich zum Schlaf begaben. Ziegen- und Schafherden zogen blökend heim. Wir indessen ritten längs des Gießbachs nach Süden über tiefe Kinnjale, welche die von den Bergen herabstürzenden Wasser im Erdreich ausgewühlt hatten. Wir kamen nun an die Beiduinengräber. Ein Steinhaufen kennzeichnet das eigentliche Grab. Ringsherum um ihn erblickt man eine meist unregelmäßige Reihe von Steinen, die oft der Herzform, mitunter auch der Ovalform áhnelt. Nur um ein Grab befand sich ein regelrechter Kreis. Das muß wohl das Grab eines Scheichs gewesen sein. Hier ruhen also die Kinder der Steppe ihren letzten Schlaf. Atallah flüsterte beim Vorübergehen ein leises Gebet.

Am folgenden Morgen beim Aufstehen schauten sich meine Leute vergebens nach ihren Kamelen um. Diese hatten sich bei Nachtzeit verlaufen und wurden erst nach einstündigem Suchen aufgefunden. Wir verließen nun das Ariábtal in der Richtung nach Südosten, ritten geraume Zeit bald über steinige Hügel, bald durch grasige Tálchen und gelangten auf eine weite, einformige Hochfláche. Diese endigte mit einem Doppelhügel, über welchen unser Weg ging. Ein anderer Hügel erschien hinter diesem, dessen Spitzen mit romantischen Steinblöcken gekrönt waren. Endlich passierten wir ihn und gelangten ins uadi Laieméb al fogáni, d. h. ins obere Laiemébtal. Hier beginnt die Obrigkeit des Scheichs von Kokeréb, namens Ibrahim Jakúb. Er befehlt bis nach Herétri.

Viele Sandhosen durchzogen das weit-ausgedehnte Tal. „Siehst du diese da?“ sagte mir Atallah. „Das sind alles tanzende, Afarid“, d. h. böse Geister. Sie sind zwar unsichtbar, aber doch dem Tod unterworfen. Taucht solch eine Erscheinung auf, so handelt es sich immer um eine wichtige Sache. Da haben die Geister entweder Hochzeit oder Begrábnis. Das ist die Lehre unserer Scheichs, die davon gut unterrichtet sind. Unsere Scheichs wissen zu unterscheiden, ob die Geister Fest oder Trauer haben: sie können auch mit ihnen reden, was uns gewöhnlichen Leuten nicht möglich ist.“ So sagte Atallah und wollte dies zur besseren Verständigung auch mit Beispielen erklären.

„Ein Scheich,“ fuhr er weiter, „durchzog eines Tages die Wüste in Begleitung seines Schülers, als eine Sandhose auf sie zukam. ‚Wir haben Hunger, gebet uns zu essen!‘

redete der Scheich die einhertanzenden Geister an. Er war nämlich erleuchtet von oben und begriff, daß die Geister einen Hochzeitstanz hielten. Ohne weiters gab man ihm das Erwünschte und der Scheich nebst seinem Begleiter erquickten sich an den köstlichen Hochzeitspeisen. Ein anderes Mal ging der Schüler allein und begegnete von neuem einer Sandhose. Er verlangte von den Geistern zu essen, in der Meinung, daß es wieder eine Hochzeit gebe. Aber anstatt der Speisen bekam er eine derbe Maulschelle, so daß ihm alle Zähne wackelten. Der arme Tropf kam zum Scheich und erzählte ihm den schmerzhaften Hergang. „Wisse, daß diesmal die Geister keinen Hochzeits-, sondern einen Trauertanz veranstaltet hatten“, antwortete dieser seinem Schüler. „Die Ohrfeige konnte dir gar nicht schaden. Wie wagest du es, die tanzenden Geister um etwas anzugehen, ohne unterscheiden zu können, was los ist?“

„Diese Afsarid darf ein gewöhnlicher Mensch nicht anreden,“ fuhr Atallah erzählend weiter,

„weder schlecht noch gut, sonst fahren sie in den Menschen ein, verleiten ihn zum Todschlag und zu jedwedem Uebel. Sie belästigen mitunter die menschlichen Wohnungen. Führen die Frau oder die Kinder schlechte Reden oder hört man Lärm im Hause, so ist das ein Zeichen von der Anwesenheit des Afsrid. Dieser wird durch Anrufung des göttlichen Namens vertrieben. Meistenteils aber bewohnen die Afsarid die Wüste und lassen sich gerne an verödeten Brunnen nieder, denn dort können sie, ungestört von jeder Anrufung Gottes, ihr Wesen treiben. So lautet die Lehre unserer Scheichs, die schon manchen Afsrid verjagt haben,“ schloß Atallah seine vortreffliche Geisterkunde. Indessen durchqueren wir das Tal Laieméb al fogáni: inmitten desselben erhob sich aus dem Sande ein gewaltiger Block, ähnlich einem riesigen Stuhle. Der Tag ging bereits zur Neige: wir näherten uns dem Tale Kokeréb. Nordöstlich lagen ernst die kantigen Massen der Abadáb-Berge, beleuchtet vom Abendsonnenschein.

Fortsetzung folgt.

Meine erste Reise nach Afrika.

Von Hochw. P. Joh. Kollnig F.S.C.

(Schluß.)

Um besuchten wir auch die ein paar Schritte von diesem Palast entfernte Moschee. Hier hieß es Sandalen anlegen: in der Meinung, man müsse die Schuhe abziehen, ohne auf die Genossen acht zu geben, hatte ich schon einen abgezogen; jedoch ein Bruder, der diesen meinen lächerlichen Irrtum bemerkte, machte mich darauf aufmerksam. Siehe da, dachte ich mir, da habe ich schon wieder eine gute Rolle gespielt, worüber man natürlich lachen mußte. Wie sieht es nun in dieser Moschee aus? Der ganze Boden war mit herrlichen Tapeten bedeckt. In der Moschee waren schöne Lampen, große und kleine, in Hülle und Fülle aufgehängt. Dort, wo bei uns das Presbyterium anfangen würde, erheben sich auf beiden Seiten zwei Stiegen, die auf eine Art Kanzel führen, von wo aus den Arabern gepredigt wird.

Herrlich ist der Bau, aber ich kann nicht verstehen, wie man darin Andacht finden kann. Ich fand keinen Unterschied zwischen diesem

muselmännischen Tempel und einem schönen Palast. Und doch, die Araber beten darin mit einem Fanatismus zum Staunen. Ich sah zwei Araber in dieses Haus des Teufels eintreten und beten. Zuerst bewegten sich ihre Lippen, hierauf neigten sie sich mit dem halben Körper, endlich warfen sie sich auf die Erde mit der Stirne bis auf den Boden: dann blieben sie hockend sitzen und entfernten sich hierauf. Auf ähnliche Weise beten sie überall, wo sie sich befinden: auf öffentlichen Wegen, auf der Straße, auf dem Land, ohne Menschenfurcht, und dies alles für den Teufel, für diesen Vater der Lüge. Beim Herausgehen sah ich, wie sich zwei Araber die Hände und Füße wuschen, um sich von ihren Sünden zu reinigen, so gereinigt in die Moschee zu gehen und dort zu beten. O pharisaisches Gewissen! Zart in Dingen von keinem Wert, achten sie nicht auf das Naturgesetz, auf das Gebot: Du sollst nicht stehen usw. O Blindheit der gefallenen Menschheit! Hier erkennt man, welche große

Wohltat es ist, in der katholischen Kirche geboren zu sein. Wären doch alle Christen Gott dem Herrn durch Wort und Tat dankbar für diese unaussprechliche Gnade des wahren Glaubens und würden sie doch so leben, wie es unser heilige Glaube vorschreibt!

Nun entfernten wir uns auch von dieser Moschee. Weiß-graues Geselein, komm' her da, ich muß dich wieder besteigen! Beim Besteigen war ich nicht gar so geschickt und der Geseltreiber mußte mir beistehen; während die anderen Gefährten schon lustig vorausstrotzten, war ich gewöhnlich ein Stückchen zurückgeblieben: der Geseltreiber, in der Meinung, ich wollte meine Gefährten erwischen, jagte das Geselein voraus, was mir nicht gar so lieb war, denn vom Gesele herabfallen ist keine Kleinigkeit und es fehlte wenig, daß es nicht auch mir passiert wäre.

Bei dieser zweiten Reise besuchten wir das Grab der Vizekönige Aegyptens. Ueberall Reichthum an Marmor, an herrlichen Tapeten, an anderen schönen Schmucksachen: handelt es sich aber um den Bau einer katholischen Kirche, da findet man weder Geld, noch andere wertvolle Sachen, noch Art und Weise, eine anständige Kirche dem Allerhöchsten zu bauen. Wahrhaft, die Söhne der Finsternis sind eifriger und klüger als die Söhne des Lichtes, der Wahrheit. Nun war es Zeit, allmählich zurückzukehren. Schon war ich auf meinem Geselein ein Stück geritten, als wir aufgehalten wurden: ich weiß wirklich nicht, um was es sich handelte, aber da wäre es mir bald schlimm gegangen. In der Nähe befanden sich zwei Gesele und der meinige fing zu tanzen an und wollte einem dieser zwei freien dummen Gesele nachspringen. Ich war nicht so geschickt, um bei meinem Gesele dies zu verhindern, und so fing der andere an, mit den Hinterbeinen auszuerschlagen, und bald hätte ich einen Hieb bekommen und lief Gefahr, herunterzufugeln: doch der Geseltreiber, der dies bemerkte, eilte herbei und schuf Frieden und somit kehrten wir ohne besonderen Unfall zurück. Vor der Stadt stiegen wir natürlich ab und bestiegen den Tram. Welch ein Wirwar von Trams, Wagen und Menschen und Gesele! Nie hätte ich mir Kairo so groß, so lebendig und entwickelt vorgestellt, wie ich es an jenem Abend gesehen hatte.

Am Tag darauf, nachmittags, besuchten wir Matarieh, jenen Ort und jenen Baum, unter welchem die heilige Familie nach alter Ueberlieferung sich aufgehalten haben soll. Dort, wo sich kurz vorher noch eine Kapelle befand, erhebt sich jetzt eine wunderschöne Kirche zu Ehren der unbefleckten Empfängnis Mariä, zum Andenken an das 50jährige Jubiläum. Die Kirche gehört den Jesuiten, die in der Nähe auch ein Kolleg haben: es war zwar noch nicht gänzlich fertig, wurde aber am 8. Dezember dieses Jahres eingeweiht. Der Baum sieht sehr altertümlich her, ist voll von Schriften und Zeichen und blüht und lebt fort trotz der vielen „Schneidereien“ der Besuchenden.

Unterdessen neigte sich der Tag zu Ende und wir mußten zurückkehren, um unsere Sachen in Ordnung zu bringen, denn heute, d. h. am 25., abends 8 Uhr, sollten wir von Kairo nach Assuan abreisen. Bei der Rückkehr besuchten wir auch das österreichisch-ungarische Spital, das von den Unsrigen besorgt wird. Eingerrichtet nach europäischer Art, ist es sauber, ringsum schön gepflastert und bietet einen angenehmen Eindruck. Am 8 Uhr abends reiste ich mit Br. Bartholomäus von Kairo ab. An die Station begleiteten uns die hochw. Patres Heymans und Dominioni und Br. Mez.

Nachdem wir unsere Pflichten erfüllt hatten, wollten wir abwechselnd schlafen. Bei mir kehrte der Schlaf nur hie und da vorübergehend zu. Beim Bruder ging's besser. Endlich ließ sich am fernen Horizont die wunderschöne Morgenröte sehen und bald erquickte uns auch die Morgensonne mit ihren warmen, wohltuenden Strahlen. Wie war es unserem Herzen wohl! Endlich kamen wir nach Luxor, wo wir den Zug wechseln mußten. Kaum heraus, war ich auch auf dem Zug nach Assuan, der um 10 Uhr abfuhr. An der Wärme, an den Häusern des Landvolkes, an ihrer einheimischen Kleidung, an den Tieren usw. erkannten wir noch deutlicher als in Kairo, daß wir uns in Afrika, in diesem heißen Erdteil, befinden. Da diesmal nichts passierte, so gelangten wir glücklich um 1/2 5 Uhr abends des 26. November in Assuan an. — Wie froh war ich, am Ort meiner Bestimmung angekommen zu sein!



Aus dem Missionsleben.

Der Negerchrist Donatus Allahdjab.

Von Hochw. P. Jof. Weiller F. S. C.

Eines der größten Verdienste, welche sich die englische Regierung seit der Wiedereroberung des Sudan um die Bevölkerung dieses Landes erworben hat, besteht ohne Zweifel in der Unterdrückung der Sklaverei und des Sklavenhandels. Letzterer wurde während der Herrschaft der Derwische in großem Maßstabe betrieben; in allen Hauptorten des Sudan bestanden Sklavemärkte, auf welchen Tausende von Negern jährlich als Sklaven verkauft wurden. Doch kaum hatte die englisch-ägyptische Armee im Jahre 1898 Khartoum-Omdurman zurückerobert und dadurch der Herrschaft des grausamen Kalifen Abdullahi den Todesstoß versetzt, so erließ der englische Befehlshaber Kitchener im Auftrag seiner Regierung die strenge Verordnung, daß alle Sklaven in Freiheit gesetzt und der schändliche Sklavenhandel für immer eingestellt werden solle.

Um diese Wohlthat der Zivilisation nach Gebühr zu würdigen, muß man sich die Greuel des vormaligen Sklavenhandels und der Sklaverei im Sudan vergegenwärtigen. Um diese Absicht zu erfüllen, rief ich unsern Negerchristen Donatus Allahdjab zu mir, damit er mir seine Lebensschicksale erzähle.

Donatus gehörte nämlich selbst zu jener unglücklichen Menschenklasse. Schon in früher Jugend war er aus seiner Heimat gewaltsamerweise entführt worden und in die Sklaverei geraten. Doch die göttliche Vorsehung wachte über ihn; sie befreite ihn aus den Händen seiner menschlichen Widersacher und führte ihn nach allerlei Wechselfällen in unsere Mission, wo er wieder zu einem menschenwürdigen Dasein gelangte und überdies zum Christentum sich bekehrte. Und nun ist, wie der geehrte Leser aus beistehendem Bild (S. 41) ersieht, aus dem ehemaligen Sklaven mit Gottes Gnade ein christlicher Familienvater geworden, mit einer treuen Gattin an seiner Seite, umgeben von drei munteren

Kindern, denen das gleiche Glück, die Gnade des christlichen Glaubens, zuteil geworden ist. Gewiß, der merkwürdige Lebensgang dieses Negers verdient es, in folgendem etwas näher beleuchtet zu werden.

Donatus Allahdjab wurde vor 35 Jahren in Afouk im Gebiet des Weißen Nil geboren. Sein Vater hieß Akuandjo, seine Mutter Nscharän; beide gehörten dem Stamm der Dinka-Neger an und hatten eine Tochter und drei Söhne, unter denen Allahdjab der jüngste war. Sie beschäftigten sich hauptsächlich mit Viehzucht und leiteten ihre Kinder gemäß einer allgemeinen Sitte der Dinka schon in früher Jugend zur Pflege der Kinder und zum Weiden der Schafe und Ziegen an. Allahdjab stand noch in zartem Kindesalter, als er seiner Eltern durch den Tod beraubt wurde. Sein Vater starb eines natürlichen Todes infolge eines Fiebers, das ihn in wenigen Tagen dahinraffte. Gemäß Stammesitte wurde er nahe bei seiner Hütte begraben und zwar, wie Allahdjab versichert, ohne irgend eine religiöse Zeremonie.

Ein recht tragisches Geschick ereilte seine Mutter Nscharän, deren Arbeitsamkeit, häuslichen Sinn und hingebende Liebe zu ihren Kindern Allahdjab nicht genug zu rühmen weiß. Als sie einst am Abend ihre Hütte verließ und sich in den nahen Wald begab, wurde sie unversehens von einem Löwen erfaßt. Auf die Hilferufe der unglücklichen Mutter und das Geschrei der herbeieilenden Kinder ließ zwar das Raubtier seine Beute fahren und suchte schleunigst das Weite. Doch war Nscharän so schrecklich verletzt, daß sie bereits mit dem Tod ringend aufgefunden wurde und nach wenigen Minuten in Gegenwart ihrer laut weinenden Kinder den Geist aufgab. — Untröstlich über diesen ganz unerwarteten, überaus schmerzlichen Verlust, hielten die Kinder die Nacht hindurch bei dem Leichnam Wache

und begruben ihn an der Seite ihres Vaters. Zum Zeichen ihrer kindlichen Pietät errichteten sie darüber ein Grabmal aus ungebrannten Ziegeln und umgaben es mit einem hölzernen Zaun.

Allahdjab, der damals erst fünf Jahre zählte, kam nun samt seinen Geschwistern unter die Obforge seines Oheims, der ihr nächster Verwandter war und in demselben Dorfe wohnte. Sind nämlich die Eltern in was immer für einer Familie gestorben und hinterlassen sie Kinder, so ist gemäß einem herkömmlichen Gebrauch der Dinka ihr nächster Verwandter dazu verpflichtet, sich der Kinder anzunehmen und für ihren Lebensunterhalt Sorge zu tragen. Wer hätte es wohl ahnen können, daß Allahdjab nach so harten Schicksalsschlägen sich auch dieser letzten menschlichen Stütze bald beraubt sehen würde? Und doch lag dies im Plan der göttlichen Vorsehung, die ja auch aus dem Bösen Gutes zu ziehen weiß.

Zu jener Zeit machten die Baggära-Araber, welche im Süden von Kordofan ihre Wohnsitze haben und von jeher im Suban als Sklavenräuber berüchtigt waren, häufig Sklavenjagden in die angrenzenden Gebiete der Dinka- und Nuba-Neger. Ihrer Raubgier sollte auch Allahdjab zum Opfer fallen. Geben wir ihm selbst das Wort, um zu hören, wie er aus seiner Heimat Njout gewaltsam entführt und in die Sklaverei geschleppt wurde.

„Eines Tages,“ so erzählt Allahdjab, „trieb ich früh morgens die Schafe und Ziegen meines Oheims auf die Weide. Es war in der Regenzeit. Ein dichter, weißgrauer Nebel hatte sich über die Ebene gelagert, die sich um meine Heimat Njout nach allen Seiten ausdehnt und mit hohem Schilfrohr, streckenweise mit niedrigem Gebüsch bewachsen war. Doch bald nach Aufgang der Sonne verschwand der düftere Nebel und helles, freundliches Wetter trat an seine Stelle. Dann und wann spielte ich, um mir die Zeit zu vertreiben, auf der Summare (Hirtenflöte), die ich beim Viehhüten stets mit mir führte. Die Bäume und Sträucher in der Umgebung waren mit Vögeln aller Art belebt; Schwärme von Enten und andern Wasservögeln, an denen jene Gegend sehr reich ist, flogen vor mir auf.“

Vor allem aber ergötzte mich der Anblick der zahlreichen Affen, die durch ihr Laufen und Springen mich in Erstaunen setzten und meine ganze Aufmerksamkeit fesselten. Dieselben kletterten

bald vorwärts, bald rückwärts, bald auf einen Ast, bald unter einen Ast: hier sprang ein Affe von dem Wipfel eines Tamarinden- oder Sumbtaumes mehrere Meter hinab auf einen andern Ast, dort stieg ein anderer an demselben empor und zwar mit solcher Leichtigkeit und Sicherheit, als befände er sich auf ebenem Boden.

So verflog mir die Zeit in angenehmer Kurzweil. Die Sonne hatte unterdessen am Himmelsgewölbe schon den höchsten Punkt ihrer Bahn erreicht. Um vor ihren heißen Strahlen geschützt zu sein, begab ich mich in den Schatten einer Gruppe dicht belaubter Sumbtäume. Auch meine Herde, die aus 18 Schafen und 12 Ziegen bestand, hatte, nachdem sie den Hunger gestillt, sich an schattigen Plätzen in meiner nächsten Umgebung gelagert. Ich war ganz allein: ringsum herrschte eine tiefe Stille, die nur durch das Meckern der Ziegen oder durch das Blöken der Schafe von Zeit zu Zeit unterbrochen wurde.

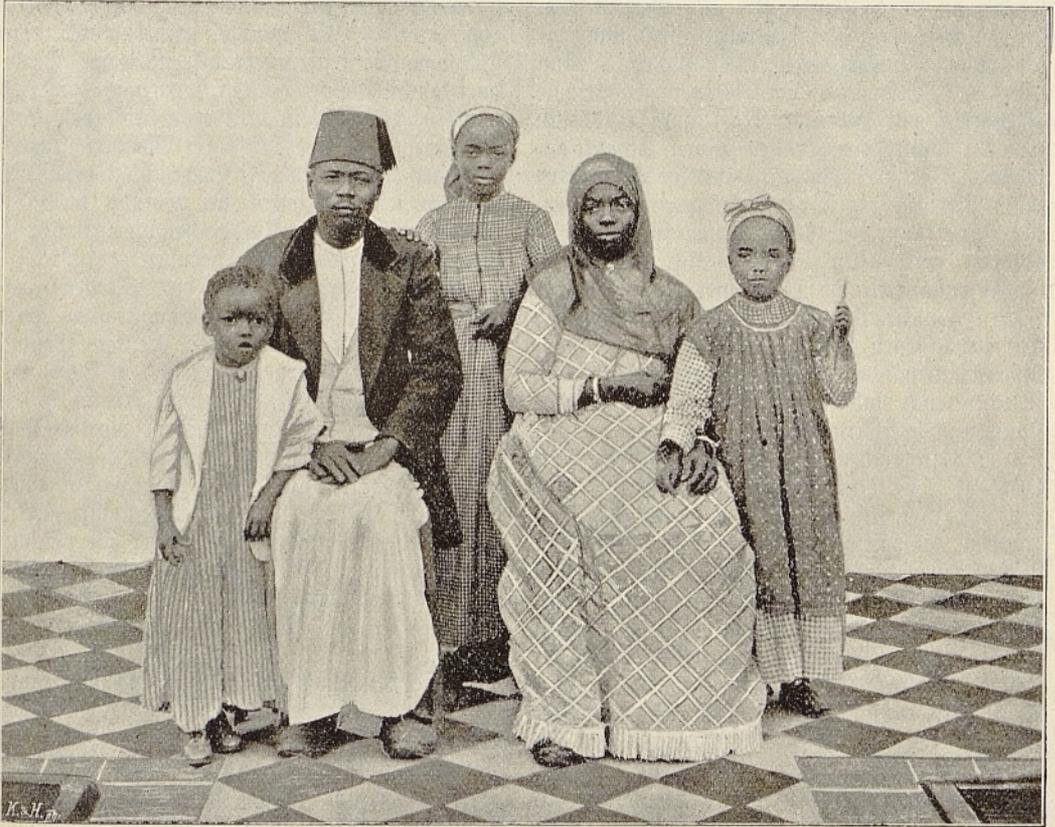
Ich lag ganz sorglos auf dem Boden ausgestreckt und war nahe daran, einzuschlafen, da drangen plötzlich aus der Ferne Huftritte an mein Ohr, die immer näher kamen. Darunter mischten sich rauhe Männerstimmen, woraus ich schloß, daß es mehrere Reiter waren. Erschreckt sprang ich auf und horchte; denn sogleich kam mir der Gedanke, die Reiter seien vielleicht aus dem Stamm der Baggära, die in jener Zeit gar häufig zur Erbeutung von Vieh und Sklaven unser Land durchstreiften und wegen ihrer Raubgier und Grausamkeit allgemein gehaßt und gefürchtet wurden. Um nicht bemerkt zu werden, huschte ich in eine dichte, in der Nähe stehende Hecke, worin ich mich so gut als möglich verbarg und dem Aufsuchen der unheimlichen Reiter mit Spannung entgegen sah.

Leider sollte ich mich in meiner bangen Ahnung nicht getäuscht haben. Denn nach Verlauf einiger Minuten gewahrte ich in einer Entfernung von ungefähr hundert Schritt sechs berittene und wohlbewaffnete Baggära, die gerade aus einem nahen Gebüsch ins Freie traten. Kaum wurden sie meiner Herde ansichtig, da kamen sie alle wie auf ein gegebenes Zeichen in wildem Galopp herangesprengt und jeder suchte sich unter der Herde seine Beute zu sichern. Bald war auch ich entdeckt. — Ein Reiter, der mit einem Gewehr bewaffnet war, kam auf mein Versteck zu und als ich sah, daß er mich entdeckt hatte und

auf mich loskam, da zitterte ich wie Espenlaub: ich schrie laut auf und suchte zu fliehen. Doch ich hatte nur wenige Schritte gemacht, da erfaßte mich seine rauhe Hand und sperrte mir mit Gewalt den Mund, so daß meine Stimme gänzlich versagte und ich nur noch weinen und schluchzen konnte. Silends hob er mich auf sein Pferd und sprengte mit mir in wilder Hast davon, während seine Raubgenossen sich

meiner Heimat schon weit entfernt, ohne daß auch nur einer meiner Landsleute von diesem für mich so verhängnisvollen Raubzug die geringste Ahnung hatte. Es blieb mir daher nichts anderes übrig, als jeden Widerstand aufzugeben und mich stumm in mein unverschuldetes, wenn auch noch so schmerzliches Schicksal zu ergeben.

Nach einem halbstündigen Ritte gelangten



Negerchrist Allabdjab mit Familie.

der Schafe und Ziegen bemächtigten, sie mit Stricken aneinander banden und dann in einer andern Richtung vor sich hertrieben.

Dies alles war das Werk einiger Augenblicke. Die Räuber glaubten, sich möglichst befehlen zu müssen: denn falls sie bemerkt worden wären, hätten sie gewiß einen Ueberfall seitens meiner Stammesgenossen zu befürchten gehabt. Dies war leider nicht der Fall. Ich war von

wir an einen freien, ganz einsamen Platz in einem Walde. Hier sah ich drei andere Baggara, die mit Gewehren bewaffnet waren und fünf Knaben von meinem Stamme bewachten. Letztere hockten dicht nebeneinander auf dem Boden und waren überaus traurig und niedergeschlagen. Offenbar waren sie, gleich mir, vor kurzem geraubt und einstweilen an jenem Ort in Sicherheit gebracht worden. Sie mochten im Alter

von zehn bis fünfzehn Jahren stehen. Von Zeit zu Zeit brachen sie in bitteres Weinen aus und riefen nach ihren Eltern oder Verwandten, indem sie diese beim Namen nannten. Die Baggára suchten sie vergebens zu beschwichtigen, indem sie ihnen versprachen, sie am folgenden Tage zu ihren Eltern zurückzubringen.

Ich kann nicht leugnen, daß der Publick dieser meiner Schicksalsgenossen mir einen gewissen Trost gewährte; doch dachte ich dann wieder an meine Geschwister und Verwandten, die ich in der Heimat zurückgelassen und die ich wohl nimmer wiedersehen würde; dann kam der Schmerz über meine gewaltsame Trennung mit erneuter Kraft zum Ausbruch und ich konnte den Tränen keinen Einhalt gebieten. Die drei Baggára hatten unterdessen ihren Pferden, die in der Nähe geweidet hatten, die Zügel angelegt; dann hoben sie jene fünf Knaben neben sich in den Sattel und wir setzten zusammen die Reise fort.

Bei solchen Raubzügen pflegen die Baggára den erwachsenen Negern die Hände auf dem Rücken aneinander zu binden, um ihnen jeden Fluchtversuch und selbst den geringsten Widerstand unmöglich zu machen. Da man solches von uns schwachen Knaben nicht zu befürchten hatte, so ließ man uns die Hände frei. Trotzdem war der Ritt für mich beschwerlich. Zwei Knaben, die mit einem Baggára auf demselben Pferde saßen, verloren, da letzteres einen Sprung machte, plötzlich das Gleichgewicht und fielen nacheinander aus dem Sattel. Als sie am Boden lagen, weinten sie ganz jämmerlich, wobei der Baggára seinem Mergel durch gräßliche Scheltworte Luft machte. Auch ich war nichts weniger als sattelfest, da ich nie zuvor ein Pferd bestiegen hatte. Mir wäre daher sogar mehrermals das gleiche passiert, wenn der hinter mir sitzende Baggára mich nicht rechtzeitig erfaßt und mich so vor dem Herunterfallen bewahrt hätte.

Die Gegend, die wir passierten, war eben und bot wenig Abwechslung. Nicht selten sprangen Hyänen, Schakale, Hasen und Gazellen in geringer Entfernung vor uns auf.

Trotzdem gelang es den Baggára nicht, auch nur eine Gazelle oder einen Hasen zu erlegen, wiewohl sie abwechselnd ihre Gewehre auf sie abfeuerten. Ich beneidete die wilden Tiere um ihre Freiheit. Daß auch ich einmal aus den Händen dieser Unmenschen entfliehen

und in meine Heimat zurückkehren könnte! — Dann verweilte ich im Geiste wieder bei meinen Geschwistern und Angehörigen in der Heimat: denn es schien mir, ohne sie gar nicht leben zu können.

Während ich so meiner traurigen Lage mir immer lebhafter bewußt wurde, sangen und pfliffen die Baggára oder sie unterhielten sich ziemlich lebhaft untereinander, wovon ich jedoch kein Wort verstand.

Erst am Abend, als die Sonne schon längst untergegangen war, nahm der mühsame Ritt ein Ende. Wir machten Halt unter einer Baumgruppe in geringer Entfernung vom Dinkadorf Luai. Dort sollten wir die Nacht zubringen. Ich sah in der Ferne drei erwachsene Dinkaneger, welche mit ihrer Viehherde gerade von der Weide zurückkehrten und dem Dorfe zueilten. Das Bellen der Hunde und das Geschrei spielender Kinder drang fortwährend aus dem Dorfe zu uns herüber.

Nachdem wir alle von den Pferden abgestiegen waren, zündeten die Baggára ein Feuer an, um das Essen zu bereiten. Letzteres bestand aus trockenem Resra (judanesisches Brot) und Madida, einem Brei, der aus Durrahmehl und Milch bereitet und dann gekocht worden war. Einen größeren Mehlvorrat führten die Baggára in einem Sacke, die Milch hingegen in einem Schlauche mit sich. Das soeben genannte Gericht war, nebenbei bemerkt, so stark mit Schitta (judanesischem Pfeffer) gewürzt, daß ich die Madida fast ungenießbar fand. Ich hatte ohnedies keinen Appetit und aß daher ganz wenig.

Nach dem Essen ereignete sich ein Zwischenfall, der sowohl mir als auch den Knaben neuen Schmerz bereitete. Die Baggára banden uns nämlich plötzlich die Hände und Füße mit Stricken, gerade so, wie man in meiner Heimat das Vieh zuweilen bindet, damit es nicht davonlaufe. Zugleich gebot man uns unter fürchterlichen Drohungen, während der Nacht nicht im geringsten die Ruhe zu stören. Mein Unwille und innerer Grimm über diese schnöde Verletzung meiner Freiheit stieg aufs höchste und ich hatte Mühe, denselben zu verbergen. Doch, was konnte ich machen? Da ich ganz schutzlos und wehrlos der Willkür dieser rohen Menschen preisgegeben war, ließ ich mir ohne jeden Widerstand die Hände und Füße fesseln und legte mich dann zum Schlafe nieder. Ich schloß bald meine Augen und vergaß für einige

Stunden das schmerzliche Schicksal, dem ich anheimgefallen war.

Während der Nacht ließ man das Feuer brennen, um die wilden Tiere, die besonders in der Dunkelheit auf Beute ausgehen, dadurch ferne zu halten. Als ich am folgenden Morgen erwachte, sah ich, wie zwei Baggára die Pferde schirrten und alles zur Fortsetzung der Reise in Bereitschaft setzten. Die beiden anderen Baggára waren am Feuer mit Zubereitung des Frühstückes beschäftigt. Ungefähr eine halbe Stunde später saß ich zugleich mit allen anderen wieder im Sattel, ohne zu wissen, welches denn eigentlich unser Reiseziel sein würde. Das Wetter war stürmisch geworden; der Himmel war mit Wolken bedeckt, die sich immer dichter aufeinander ballten. Am Horizont fuhren Blitze hernieder, die immer häufiger wurden — ein klares Zeichen, daß ein schweres Gewitter im Anzug sei. Trotzdem setzten wir unsere Reise fort.

Wir waren ungefähr eine halbe Stunde geritten, als die ersten Regentropfen fielen; doch in wenigen Augenblicken war der Regen

so stark, daß es wie aus Eimern vom Himmel goß. Wir kamen nicht mehr vorwärts und flüchteten uns unter eine dicht belaubte Tamarrinde, um daselbst das Ende des Gewitters abzuwarten. Letzteres dauerte ungefähr zwei Stunden. Dadurch zog sich unsere Reise sehr in die Länge und zwar nicht so sehr wegen dieser Unterbrechung als vielmehr deshalb, weil der Boden überall aufgeweicht und die Wege völlig ungangbar geworden waren. Unsere Pferde sanken bis über die Knöchel, ja zuweilen bis an die Knie in den Kot und wir waren gezwungen, abzustiegen und den größten Teil des Weges zu Fuß zurückzulegen.

Wir hatten das Gebiet der Dinkaeger verlassen und befanden uns im Lande der Baggára. Dies bemerkte ich ganz deutlich an den Leuten, die uns von Zeit zu Zeit begegneten und gleich den uns begleitenden Reitern eine schmutziggelbe Hautfarbe hatten.

Die Sonne war soeben untergegangen, als es hieß, daß wir im Dorfe Qualtar, unserem Reiseziel, angekommen seien. (Schluß folgt.)

Tierleben am Weißen Nil.

„Auf meiner Reise von Khartoum nach Kayango,“ schreibt P. Zorn, „hatte ich Zeit und Muße, mir den Nil zu betrachten. Riesige Nilpferde steckten ihre farbigen Köpfe aus den Fluten. Wo eine Sandinsel hervorstieg, lagerten sich träge Krokodile und warteten mitunter, bis eine Kugel vor der Stirn ihnen riet, sich ein wenig zurückzuziehen. Wie viele tausend Fische mögen so einem Nimmerjatt zum Opfer fallen? Wenn man nun noch rechnet, wie viele Tausende solcher Ungeheuer den Nil beleben und daß derselbe dennoch voll von Fischen ist, die auch ihrerseits wieder einander auffressen, so kann man sich eine kleine Idee von seinem Zümmern machen. Ich jagte, trotz alledem sei der Nil noch voll von Fischen. Wie wahr ich geredet, kann man ersehen, wenn ich noch all

die Vögel hinzunehme, die ausschließlich von Nilfischen leben. Vor allem erwähne ich die berühmten Pelikane. Der Pelikan ist ein stattlicher Vogel, schneeweiß oder mit einem schwarzen Kranz um die Brust. Er hat die Größe einer Gans und schwimmt ebenso majestätisch wie diese. Aus dem Schilf des Ufers sahen wir mitunter ganze Scharen Vögel aufsteigen; sie bildeten eine dichte Wolke, die oft eine halbe Stunde lang an uns vorüberflog. Diese kleinen Vögel waren von den verschiedensten und schönsten Farben: einige ganz blutrot — von diesen schoß ich einige — andere kohlschwarz oder himmelblau. Ich sah auch schneeweiße; doch waren diese etwas größer, etwa wie eine Taube, und spazierten fast immer zu Tausenden nahe am Wasser.“

Eine schwarze Mutter und ein weißes Kind.

Schweißtriefend und, offen gesagt, auch ein wenig ärgerlich kehrte ich von einer fruchtlosen Exkursion nach Hause. Am Ufer des Flusses, den ich übersetzen mußte, gab es nichts zum Ragen und mein Magen knurrte. — „Hast nichts geleistet heute,“ knurrte ich

ihm zu, „also . . .“ — Unter diesem Zwiegespräch zwischen mir und meinem Untergebenen langte ein Rachen an, der mich aufnahm. — In ein paar Minuten war die Ueberfahrt gemacht und ich suchte mein kleines Geld zusammen, um den Fahr-

mann zu befriedigen. Ein Sprung und ich stand auf dem Trockenen. Doch was mußte ich da erblicken? Eine Frau oder, besser gesagt, noch ein Mädchen, das etwas wie einen Strohbund, mit einem Fetzen Tuch zusammengebunden, unter dem Arme hielt. Als es mich erblickte und bemerkte, daß ich einige Fläschchen bei mir hatte, löste es sein Bündel, zog etwas daraus hervor und warf es mir zu: „Fi u:hed daua aschan di?“ („Haben Sie eine Medizin für dies da?“) Dabei machte sie eine so gleichgültige Miene, als ob sie sagen wollte: Wenn Sie keine haben, so werfen Sie es etwas weiter und lassen's liegen! Erst maß ich die Redende mit funkelnden, vorwurfsvollen Augen und dachte in meiner Seele: Wirklich, du bist eine von denen, von welchen Jeremias sagt, daß sie grausam sind wie eine Hyäne. Allein, als ich mir die Kreatur genauer ansah, linderte sich mein Vorwurf und die Sache wurde mir in etwas erklärlich. Das Kind mußte die Frucht einer zu früh eingegangenen und unter allen Umständen unglücklichen Ehe sein. Außer seiner viel zu kleinen und ver-

krüppelten Körpergestalt schien es auch geisteskrank zu sein. All dieses jedoch hätte die herzlose Mutter eher zu größerer Liebe und Barmherzigkeit als zur Grausamkeit bewegen müssen. Was die Natur dem Mutterherzen verjagt oder, vielleicht richtiger, was die Mutter an der Natur frevelte, erjezte die Gnade, flößte diese ein dem Missionär des guten Hirten. Dieses fast sterbende Kind ansehen und es lieb gewinnen, war für mich ein und dasselbe. Schnell stieg ich hinab zum Flusse, wusch ihm vorsichtig Händchen und Gesicht und dann taufte ich es. Wie war ich so glücklich in diesem Augenblick! Auch die Mutter schien durch mein Beispiel gerührt und mit viel mehr Zärtlichkeit als zuvor empfing sie ihr Kind aus meinen Händen. Dann fügte ich noch einige Süßigkeiten hinzu, die jedoch die Mutter selbst verzehrt haben wird. Macht auch nichts: das Kind wird bald die ewigen Süß- und Seligkeiten im Himmel verkosten.

Kayango, den 12. November 1904.

P. B. Zorn F. S. C.

Verschiedenes.

Hr. Karl Wangler F. S. C.

† 7. Jänner 1905.

Es war etwa 9³/₄ Uhr vormittags am 9. Jänner, da erfüllte alle Räume des Missionshauses die zwar nicht unerwartete, doch immerhin schmerzvolle Trauernachricht vom seligen Hinscheiden eines teuren Mitbruders und alle knieten nieder, um für den toben Verschiedenen den Psalm „De profundis“ zu beten und seine Seele ihrem ewigen Richter zu empfehlen.

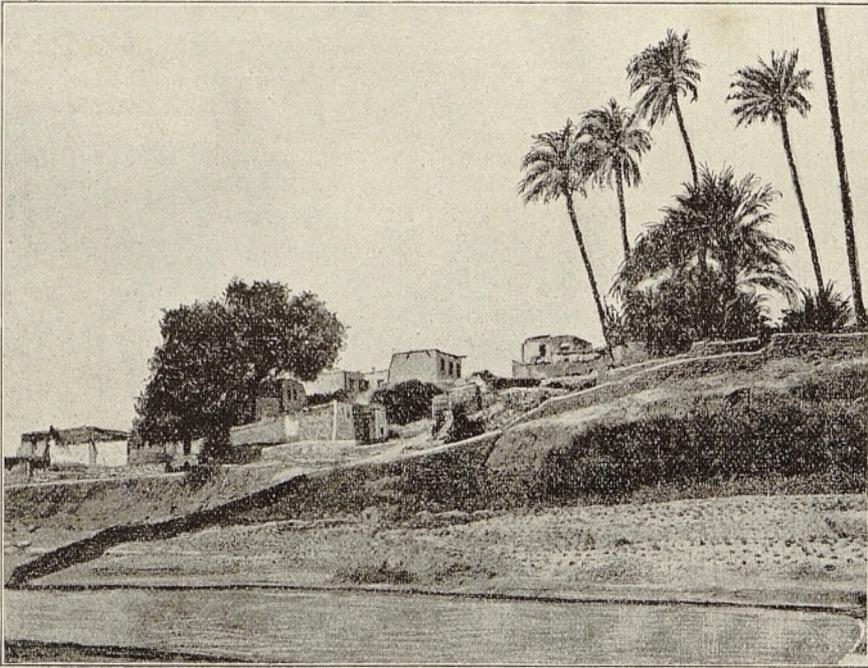
Der teure Verbliebene war geboren als Sohn eines k. k. Postoberoffizials zu Wien am 2. Jänner 1885, einem Samstag, und besaß sich daher schon von Jugend auf einer innigen Verehrung der seligsten Jungfrau Maria, der ja der Samstag geweiht ist. Sein Großvater brachte ihm die ersten Gebete bei und betete gern mit ihm. Als der Knabe sodann die Schule und später das Gymnasium besuchte, hielt ihn sein Vater zu treuer Pflichterfüllung und eifrigem

Studium an. Im Alter von 15 Jahren fühlte er den Beruf zum Missionsleben in sich. Mit der Hilfe Mariens, deren Kongregation er als Student beigetreten war, überwand er alle Schwierigkeiten, die ihm in den Weg traten, bis er endlich am Fest der hl. Anna, der Mutter der seligsten Jungfrau, am 26. Juli 1900 im Hafen seines Glückes, im Missionshaus zu Milland, anlangte. Wiederum an einem Muttergottesfeste, Maria-Schnee (5. August), erhielt er das Ordenskleid der Söhne des heiligsten Herzens Jesu und trat dadurch ins Noviziat ein.

Zu seinem Neuzerren legte der junge Novize Eigenschaften an den Tag, die, wenn gehörig gebildet, zu den schönsten Hoffnungen berechtigten. Die mittelmäßige, eher klein zu nennende, hagere Gestalt, das edelgeschnittene Gesicht mit den etwas hervortretenden Backenknochen, die mäßig hohe, offene Stirn — umrahmt von einem schwarzbraunen Haar — ließen auf einen männlich entschlossenen, in allen Schwierigkeiten unbeugbaren Charakter, der mit kindlicher Hingabe und

Aufrichtigkeit gegen die Obern verbunden war, schließen. Die feurigen Augen, überwölbt von ihm und wieder zusammengezogenen dunklen Augenbrauen, was ihm ein strenges und ehrfürchtgebietendes Aussehen verlieh, wiesen auf rasche Ueberlegung hin, während ein rascher Gang, wobei der Oberkörper mäßig nach vorne gebeugt war, und eine hastige, an einem leichteren Zungenfehler leidende Sprache den Sanguiniker verrieten. Der hochgetragene Kopf und der feste, sichere Schritt endlich zeugten von Selbstbewußtsein und Vertrauen auf die eigene Kraft. Solch glückliche

P. Hausherr S. J. in die Hände. Wer dieses Buch durchblättert, weiß, was von einem wahren Herz Jesu-Berehrer gefordert wird. Br. Karl Wangler las oder studierte vielmehr dieses Buch Wort für Wort und Kapitel für Kapitel. Was er gelesen, darüber besprach er sich in den Erholungen, das führte er mit der ihm eigenen Tatkraft aus und bat seine Mitbrüder, ihm von Gott Kraft und Ausdauer und Vermehrung der Liebe zum heiligsten Herzen Jesu zu erbitten. Seine größte Freude war es, wenn ein Priester (mit Br. Wangler zugleich machten zwei Priester



Arabisches Dorf.

Anlagen unter einer tüchtigen Hand mußten zum schönsten Erfolg führen.

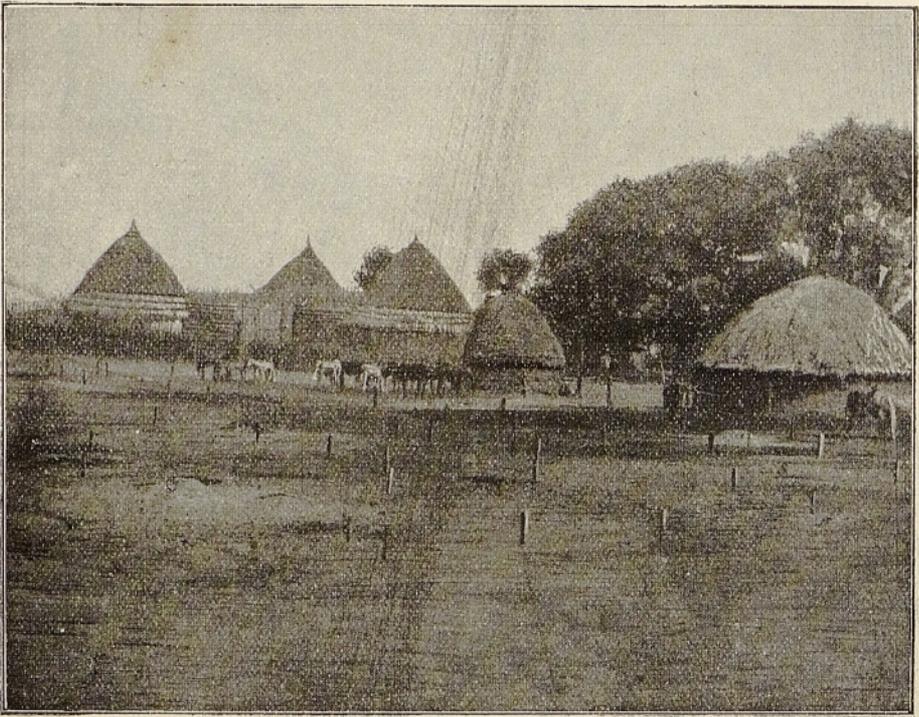
War er bisher ein eifriger Marienverehrer gewesen, so trachtete er jetzt im Noviziate, seine Andacht zur seligsten Jungfrau durch eine innige Verehrung des heiligsten Herzens Jesu zu krönen. Das Herz Jesu bildete bald den einzigen Gegenstand seiner Betrachtungen und Lesungen, denn: „Ein Sohn des heiligsten Herzens müsse das Herz Jesu besser kennen als alle übrigen Menschen“, war sein Grundsatz. Da fiel ihm das Buch: „Die Herrlichkeiten des göttlichen Herzens“ von

Noviziat) ihm versprach, ihn in das heilige Meßopfer einschließen zu wollen. So machte er mit Riesenschritten Fortschritte auf dem steilen Pfad der Tugend und sammelte sich einen reichen Schatz von Verdiensten während der zwei Jahre seines Noviziates. Am 15. August 1902 wurde er zu den Gelübden zugelassen und bald darauf legte ihm das Vertrauen seiner Obern die Aufsicht über die Zöglinge im Kaverianum in die Hand. Mit Feuereifer ergriff der neue Profess diese Gelegenheit, um seinen Missionsberuf, wenn auch in kleinem Maßstab, zu betätigen.

War er gleich erst 17 Jahre alt, so bemühte er sich doch, seinen Zöglingen Vater, Erzieher, Ratgeber, kurz, alles zu sein, was in seinen Kräften stand. Mit eiserner Strenge sah er auf Reinlichkeit und Ordnung. Von Jugend auf an ernstes und anhaltendes Studium gewöhnt, hielt er auch seine Zöglinge dazu an und gewiß ist es nicht am wenigsten ihm zuzuschreiben, wenn die Zöglinge des Missionshauses stets zu den besten am Gymnasium zählten. Wollte er, daß die Zöglinge fleißig studierten während der dem Studium angewiesenen Zeit, so wollte er sie nicht minder

aus dem Noviziate mittheilte, so trachtete er nicht minder, sich sein Ansehen als Präsekt wie als Instruktor zu wahren. Sein Lieblingsgespräch bildete natürlich das heiligste Herz Jesu, dessen Liebe er seinen Zöglingen vor allem einflößen wollte.

Als voriges Jahr am 21. Jänner der Zögling Franz Haffl in seinen Armen gestorben, fragte er seine Zöglinge öfters, wer der Nächste sein werde, der ihm im Tode folge. Bei solchen Gelegenheiten bezeichnete er dann gewöhnlich sich selbst als diesen. Vielleicht hatte er es bereits



Dorf Wau bei Lul.

heiter und lustig sehen während der Erholungen. In beider Hinsicht ging er den Zöglingen mit gutem Beispiel voran, ja, vielleicht tat er im Studium sogar etwas zu viel; denn obwohl er selbst in die Schule zu gehen hatte, so erteilte er democh den Zöglingen Instruktionen in den verschiedensten Gegenständen, so daß man sich wundern mußte, wie er für soviel Zeit finden konnte. Ließ er sich in den Erholungen zu seinen Untergebenen herab, indem er mit ihnen interessante Gespräche anknüpfte, wobei er ihnen oft auch frühere Erlebnisse aus der Welt sowohl wie auch

vorausgeahnt, da ja seine Kräfte eine solche Last, wie er sie sich aufbürdete, unmöglich mehr lange ertragen konnten. Endlich, Ende Juli des vorigen Jahres, wurde er seines Amtes enthoben und konnte nun zu seinen Mitbrüdern ins Scholastikat zurückkehren, um sich während der Ferien zu erholen und dann die theologischen Studien zu beginnen. Damals hüftelte er bereits ein wenig, doch achtete er nicht darauf. Es kam die Zeit der Exerzitionen. Seine Kräfte waren der Energie, mit der er sich auf dieselben verlegen wollte — wie er überhaupt alle geistlichen Uebungen mit einem

wahren Heißhunger ergriff, um für seine Seele Nutzen daraus zu ziehen — nicht mehr gewachsen und er mußte sich zu Bett begeben. Bald erhobte er sich wieder und nach Beendigung der Exorzizien besuchte er acht Tage lang die Vorlesungen im fürstbischöflichen Seminar zu Brigen. Dann aber nahm der Husten eine immer bedenklichere Gestalt an. Gegen Ende September bezog Br. Wangler das Krankenzimmer, um es nicht mehr gesund zu verlassen.

Anfangs brachte er die meiste Zeit noch außer dem Bett zu. Wenn man ihn besuchte, fand man ihn wohl über einer italienischen oder französischen Grammatik oder über der Philosophie, da er ja ein tüchtiger Missionär werden wollte und einem solchen viele Kenntnisse und Sprachen zu Gebote stehen müssen. Neben diesen Büchern stand aber auch die „Nachfolge Christi“ von Thomas von Kempis und der Geist des hl. Franz von Sales, der sein Lieblingsheiliger war und dem er besonders in den zwei Tugenden: der Demut und Sanftmut nachahmen wollte. Allmählich verschlimmerte sich sein Zustand, so daß er beständig das Bett hüten mußte. Bald trat eine solche Schwäche ein, daß niemand mehr zu ihm zugelassen wurde. Seine Eltern, die man bald von seinem Zustand benachrichtigt hatte, besuchten ihn, fanden ihn aber in einem Zustand, daß an ein Aufkommen bereits nicht mehr zu denken war. Nachdem mehrere Krankheiten, die sich unmittelbar folgten, mit der Gnade Gottes durch die Kunst der Ärzte geheilt waren, stellte sich galoppierende Lungenwindhucht (Phthisis Pulmonum florida) ein.

Von den Ärzten aufgegeben, empfing er bereits am 15. Dezember die hl. Sterbesakramente. Schon zu Weihnachten erwartete man jeden Augenblick seine Auflösung. Fieberanfälle, die sich von Zeit zu Zeit wiederholten, erregten Besorgnis. Bei einem solchen Anfall am 5. Jänner betete man bereits die Sterbegebete, indes der Kranke auch diesmal widerstand. In der Nacht vom 6. auf den 7. Jänner wachte ein Vater bei dem Kranken. Derselbe war ganz ruhig. Gegen Morgen verlangte er Medizin und da solche gerade nicht zu Handen war, Lourdeswasser mit den Worten: „Lourdeswasser ist auch eine Medizin.“ Um halb 6 Uhr ging der Vater, um die heilige Messe zu lesen. Als er sich vom Kranken verabschiedete, nickte dieser nur mehr mit dem Kopf, sprechen konnte er nicht mehr. Um 7 Uhr verschlimmerte sich plötzlich der Zustand des Kranken in auffallender Weise. Der Bruder Krankenwärter benachrichtigte hievon den Obern und bald hatten sich drei Patres am Sterbebett eingefunden. Bald darauf begann der Todeskampf. Die Augen des Sterbenden waren geschlossen. Auch das Gehör hatte seinen Dienst versagt und während der Sterbende, wenn man ihm das Kreuzifix darreichte,

es immer inbrünstig geküßt hatte, gab er in der letzten Stunde kein Lebenszeichen mehr von sich. Plötzlich, einige Minuten nach 9^{1/2} Uhr, öffnete er die Augen und richtete sie in die Höhe, die Brust hob sich, ein leiser Hauch — und die irdische Hülle sank auf das Lager zurück, während die Seele vor Jesus Christus erschien, der ihr, wie wir hoffen, ein gnädiger Richter und ewiger Bergelter gewesen sein wird.

Die im Sterbezimmer Anwesenden warfen sich sogleich auf die Knie, um die von der heiligen Kirche vorge schriebenen Gebete zu verrichten; dann ward das erschütternde Ereignis der Klostergemeinde mitgeteilt. Am Sonntag war die Leiche im Fremdenzimmer ausgestellt. Nachmittags langten die tieftrauernden Eltern des Dahingegangenen mit dessen jüngerem Bruder an.

Am nächsten Tag, Montag, den 9. Jänner, bewegte sich gegen 8 Uhr früh der Trauerzug aus dem Missionshaus mitten durch das Dorf Willand der Pfarr- und Wallfahrtskirche zu. Voraus gingen die Zöglinge, ihnen folgten im Chorrock die Novizen und Scholastiker, langsam und gemessen den Palm Miserere singend. Es folgten zwölf Aleriker des fürstbischöflichen Seminars, welche der hochw. Herr Regens und Dompropst Monsignore Dr. Franz Egger gefaßt hatte, um ihrem Mitschüler die letzte Ehre zu erweisen. Ihnen folgten die Priester, nämlich zwei Kapuziner, und unsere Patres mit dem hochw. Herrn Plajeller, Pfarrer von Willand, als Offiziator in der Mitte. Hinter ihnen ward der Sarg von vier Scholastikern getragen, welchem die leidtragenden Eltern und eine andächtige Schar folgte, welche sich trotz der frühen Morgenstunde zum Leichenbegängnis eingefunden hatte. Allen diesen sei hiemit der wärmste Dank für ihre Beteiligung ausgesprochen.

Geht man heute nach Willand, so erblickt man zwei Grabhügel, die durch ein sehr einfaches, hölzernes Kreuz mit fast noch einfacherer Inschrift gekennzeichnet sind. Der eine links vom Gotteshaus, in nächster Nähe der Kirche, birgt die sterblichen Ueberreste des Zöglings. Von der gegenüberliegenden Gottesackermauer aber blickt sein Präsekt herüber, um einst am Tag der Auferstehung mit ihm, dessen Schutzengel er sozusagen auf Erden war, einzuziehen in das himmlische Jerusalem. Bis dahin mögen sie ruhen im Frieden!

A. J.

Abreise in die Mission.

Am 30. Oktober 1904 schifften sich zwei unserer Missionschwestern in Venedig ein, um die Reihen der „frommen Mütter des Negerlandes“ zu verstärken. Am 30. November 1904 kehrten andere Schwestern mit einer neuen nach einem Aufenthalt in Europa in die Mission zurück.

Gebetserhörungen und =Empfehlungen.

Gebetserhörungen und =Empfehlungen, bei welchen nicht Name und Wohnort der Redaktion anzuweisen werden, werden nicht veröffentlicht. — Die Abkürzung wird durch die Redaktion besorgt.

Eine Familie aus **D. in D.** dankt (wie versprochen wurde) dem heiligsten Herzen Jesu und U. L. Fr. von der immerwährenden Hilfe und dem hl. Antonius für viele Gnaden, die sie im verflossenen Jahre erhalten; auch eine Jungfrau empfiehlt sich und dankt nun für eine erlangte große Gnade.

J. D. aus B. Preis und Dank den erbarmungsreichsten Herzen Jesu, Mariä und Josefs und der Fürbitte der armen Seelen ewiger Dank für Erhörung in einigen Anliegen. Veröffentlichung war versprochen. — Bitte um ferneres Gebet am Herz Jesu- und Marienaltar.

J. P. in L. Im Namen meines geliebten Kameraden, der schon stark an der Auszehrung litt, daß er nicht mehr aus dem Bette konnte und wo auch der Doktor seine Hoffnung aufgegeben hatte, sagen wir dem göttlichen Herzen Jesu und Mariä tausendfachen Dank für erlangte Hilfe. Wir bitten auch ferner, unsrer am Altare zu gedenken.

M. N. Der heiligen unbefleckten Jungfrau sei von ganzem Herzen Dank für alle Gnaden, die ich ihr verdanke! Besonders hatte ich seit langem einige lästige Leidenschaften, fiel wiederholt: alle Anstrengung schien vergebens; da kam mir der Gedanke, diese Gnade, falls ich durch die Fürbitte der unbefleckten Jungfrau befreit würde, zu veröffentlichen. Noch am selben Tage, es war ein Samstag, fühlte ich Erleichterung und Kraft zum Widerstand. Auch in anderen schweren Anliegen wurde ich erhört. — Möchten doch alle jene, die an Leib und Seele leiden, mit Vertrauen sich an Maria wenden und alle Würden erleichtert werden!

M. B. Tirol. Preis und Dank dem heiligsten Herzen und dem hl. Antonius für Erlangung der

Gesundheit. Möchte gleichzeitig um das Gebet für eine schwer bedrängte Familie, dann für wichtige Unternehmungen und um Glück im Hausstand bitten.

* * *

A. G. in F. bittet um Einschluß ins heilige Messopfer und Gebet zum heiligsten Herzen Jesu und Mariä in besonderen Anliegen und für einen geisteskranken Vater.

H. G. bittet, für ihn zu beten um guten Ausgang eines Vorhabens.

S. aus T. empfiehlt sich, Mutter und Tochter dem Gebet.

G. M. aus L. bittet um inniges Gebet zum heiligsten Herzen Jesu für einen braven Familienvater in Berufsangelegenheiten.

J. W. i. B. Um endlichen, dauernden Frieden in einer Familie und Erhörung eines anderen schweren Angelegens. Besonders dem heiligsten Herzen Jesu und Mariä empfohlen. Veröffentlichung versprochen bei Erhörung.

M. N. bittet um das Gebet zum heiligsten Herzen Jesu, zu Maria und Josef in zwei schweren Anliegen.

M. L. aus G. wird wegen Gemütskrankheit dem Gebet der Leser empfohlen.

Eine Tochter bittet, für ihre Mutter in schweren Leiden zu beten um Geduld und Ergebung wie in anderen Anliegen.

G. Sch. im Krankenhaus bittet demütigt, für sie zu beten, daß sie ihr Gehör und ihre Gesundheit wieder bekommt.

M. N. bittet ums Gebet in schweren Anliegen zum heiligsten Herzen Jesu. Im Falle der Erhörung Veröffentlichung versprochen.

Unsere Bitten.

Unserem Missionshaus fehlen noch manche Paramente für den Gottesdienst, wie Messgewänder für Festtage, ein Velum humerale, Kirchenwäsche, besonders Alben, Chorröcke, außerdem noch ein Messbuch. — Auch nehmen wir Bücher stets dankbar an.

Dem frommen Gebet werden empfohlen: † Br. Karl Waigler F. S. C. — † Schw. M. A. Kapfia. — † Hw. Prälat Kometer. — Einige verstorbene Wohltäter. — R. I. P.

Dr. Fr. M. Doppelbauer Bischof in Linz für
 Monf. Geyer 100, durch ebendenselben ein Legat
 für die Mission 100, Hw. S. Pfr. Th. Feßler 10,
 Ehrw. Tertiarschwestern in Kronburg 30, N. N.
 10, N. N. „fürs gebrochene Herz“ 2, durch
 Ehrw. Schwester Elisabeth Rhomburg 4, M. P.
 Spieler 3, J. Angerbauer 18, durch Hw. S.
 Pfr. Christ. Haas 166, Hw. Ed. Borawski 8,
 von mehreren aus Altmünster durch J. Bauer 9,
 Hw. S. Pfr. Feßler „Antoniusbrot für die
 Peger 10, für Kirchenbau 10, zur freien Ver-
 fügung 1, Patengeschenk für Petrus Claver in
 Assuan 112.32.

Zur Verfolgung heiliger Messen: Bäcker
 Erlr 14, M. Wolf 3.50, P. Tratter 8, Hw. S.

Pfr. Seipl 2, Antonie v. Papen 8.22, Ehrw.
 Tertiarschwestern in Kr. 40, N. N. Mitterfüll 4,
 Deisenbeck 3, L. Egger 3.51, J. Preindl 2, C.
 Liederer 2.20, J. Bögl 2.40, Lehrerin C.
 Fröhlich 25.85, J. Wett 8, J. Erlacher 5,
 B. Waldner 4, J. Nürnbergger 5, G. Kracker 3,
 B. Frein v. Nagel 145.75, Peter Gaus 3, J.
 Hofer 6, M. J. Knieps 10, M. Regen 8, Pfr.
 Fiebig 2.66, J. Reich 6, Lehrer Klaffert 4.68,
 Sendler 5.91, N. N. 6, durch Weiller 187.20,
 P. N. Pfitscher 1, Steph. Reichel 1.76, J. Bach-
 mann 4, Lehrer Schröber 14, M. Breitwieser 10,
 N. Rigg 6.

„O Herr, verleihe allen unseren Wohlthätern
 um deines Namens willen das ewige Leben!“

Abonnements-Erneuerungen.

Vom 13. Dezember 1904 bis 19. Jänner 1905 haben folgende Nummern ihr Abonnement
 erneuert: 1 4 42 55 59 60 79 81 128 129 131 133 134 135 136 138 139 140 141
 142 161 168 177 200 217 220 245 260 261 267 272 273 275 278 284 292 398 399
 409 410 412 1001 1004 1007 1009 1011 1012 1017 1019 1026 1027 1029 1030
 1033 1034 1035 1037 1040 1044 1045 1057 1059 1061 1062 1067 1068 1069 1071
 1082 1084 1085 1095 1098 1102 1104 1105 1106 1109 1111 1112 1114 1117 1119
 1122 1126 1127 1135 1137 1139 1143 1150 1151 1153 1155 1157 1160 1163 1180
 1184 1195 1202 1240 1251 1253 1263 1264 1266 1269 1275 1279 1285 1290 1294
 1297 1300 1301 1302 1311 1312 1313 1317 1322 1324 1330 1338 1339 1347 1348
 1362 1385 1391 1405 1414 1425 1428 1431 1436 1442 1443 1444 1447 1448 1449
 1458 1463 1465 1469 1471 1472 1479 1481 1482 1483 1484 1497 1499 1502 1505
 1506 1507 1509 1510 1513 1516 1520 1532 1533 1534 1536 1545 1549 1551 1556
 1565 1573 1582 1587 1590 1619 1620 1625 1627 1633 1640 1642 1643 1644 1655
 1657 1662 1663 1664 1673 1676 1679 1681 1684 1686 1687 1688 1689 1693 1695
 1696 1698 1701 1702 1703 1705 1707 1709 1713 1714 1722 1723 1725 1726 1730
 1731 1736 1738 1740 1742 1747 1750 1753 1754 1755 1756 1757 1761 1764 1767
 1769 1774 1787 1788 1791 1794 1796 1799 1802 1804 1808 1813 1820 1828 1829
 1830 1837 1839 1841 1842 1843 1847 1850 1852 1854 1865 1866 1871 1872 1873
 1876 1877 1884 1893 1898 1899 1900 1901 1910 1912 1913 1914 1915 1916 1922
 1925 1929 1932 1940 1947 1952 1956 1958 1962 1963 1964 1967 1968 1972 1988
 1990 1994 1995 2001 2002 2008 2009 2014 2025 2027 2030 2036 2043 2044 2049
 2058 2063 2074 2084 2088 2089 2092 2094 2096 2097 2105 2115 2116 2117 2124
 2127 2128 2131 2137 2138 2144 2146 2150 2152 2168 2175 2183 2185 2190 2196
 2198 2200 2201 2202 2229 2230 2231 2240 2243 2254 2257 2260 2274 2275 2276
 2278 2279 2283 2285 2288 2291 2296 2297 2298 2300 2302 2303 2305 2306 2307
 2310 2318 2320 2321 2322 2328 2332 2334 2337 2340 2341 2344 2346 2348 2351
 2354 2355 2360 2361 2362 2363 2364 2368 2371 2379 2382 2383 2384 2385 2389
 2390 2392 2393 2403 2406 2407 2411 2417 2420 2421 2424 2430 2432 2434 2442
 2454 2455 2456 2463 2473 2477 2489 2493 2496 2499 2500 2503 2504 2505 2509
 2510 2516 2520 2528 2532 2535 2542 2549 2553 2554 2561 2564 2568 2576 2579
 2581 2582 2597 2603 2607 2610 2613 2614 2627 2631 2632 2634 2642 2644 2648
 2650 2659 2663 2670 2673 2675 2676 2679 2680 2686 2690 2691 2697 2698 2701
 2709 2714 2719 2722 2723 2724 2729 2730 2732 2733 2736 2739 2743 2746 2753
 2754 2756 2758 2759 2763 2766 2767 2768 2770 2784 2792 2802 2804 2838 2839
 2841 2842 2847 2853 2866 2879 2882 2889 2890 2900 2914 2915 2919 2922 2923
 2925 2930 2932 2935 2937 2938 2940 2942 2945 2949 2951 2967 2968 2971 2975
 2981 2982 2984 2987 2989 2991 2994 2997 3006 3008 3010 3011 3014 3016 3021
 3032 3035 3036 3038 3051 3053 3057 3059 3065 3070 3071 3072 3075 3077 3079
 3081 3083 3099 3104 3107 3109 3111 3148 3149 3150 3154 3155 3157 3159 3169
 3174 3177 3180 3183 3187 3190 3194 3200 3221 3224 3232 3242 3243 3248 3249
 3251 3252 3262 3265 3289 3290 3291 3293 3300 3318 3327 3335 3337 3356 3373
 3375 3386 3392 3395. (Fortsetzung folgt in nächster Nummer.)

„Ave Maria.“

Wann und wie geht die Welt zugrunde? Diese allgemein interessante Frage beantwortet nach der Sage, Geschichte und Offenbarung eine Artikelreihe, welche im ersten Hefte der illustrierten Zeitschrift „Ave Maria“ (Preßverein, Linz, jährlich zwölf Hefte Nr. 1-84, nach Deutschland M. 2-10) beginnt. Diese schon 26.000 Abonnenten zählende, künstlerisch ausgestattete Zeitschrift leitet mit einem prachtvollen Hefte den zwölften Jahrgang ein. Die Kunstbeilage, die hl. Katharina, ist in mehreren Farben gedruckt. Vater Tezelin Kalusa schildert die Marienkirche in Welehrad (mit drei Illustrationen), Vater Gaudentius Koch einen Ausflug nach Ladiniten (drei Illustrationen). Das besondere Interesse der Marienverehrer erweckt der Artikel von Bernhard über die 18 Erscheinungen der Mutter Gottes in Lourdes (zwei Bilder) und der hochpoetische Aufsatz „Maria im Walde“ von Pointier (eine Illustration). Für den Humor sorgt das Heitere aus dem Kindesleben von

Redakteur Pesendorfer. Eine spannende Erzählung, „Petruša, die Wendensfürstin“, beginnt, drei andere Erzählungen, die Rubriken „Im Zeichen des Fortschrittes“, „Für die Männerwelt“, „Für die Frauenwelt“, „Aus Welt und Kirche“, ein „Originalbericht aus Indien“, „Einige Fragen über den Dombau“ reihen sich daran. Von mächtiger Wirkung ist der kurze Artikel: „Warum ein Laie an Gott glaubt und katholisch sein will.“ Von den 21 Bildern gebührt die Krone dem herrlichen, doppelseitigen Holzschnitt: „Der Einzug des Heilandes in Jerusalem“ von Deger. Der Reinertrag der Zeitschrift gehört dem Dombau. Probehefte gratis erhältlich.

Die Kinderzeitschrift „Kleines Ave Maria“ erscheint trotz des fabelhaft billigen Preises von Kr. — 72 (M. — 60) pro Jahr (zwölf Hefte) diesmal das erstmal mit einem farbigen Umschlag und elf reizenden Bildern.

2. Auflage. Der Beruf einer Hilfsmissionärin für Afrika. 2. Auflage.

Mit Empfehlungsschreiben Sr. Eminenz des Kardinals Kopp von Breslau und der hochwürdigsten Bischöfe von Marburg, St. Gallen, Linz und St. Pölten und einem Begleitwort von Dr. Ignaz Nieder, Theologieprofessor.

Mit Druckerlaubnis des Magisters des heiligen apostolischen Palastes und des Vize-Gerens von Rom.

Preis: 24 h, 20 Fg., 25 cent.

Zu beziehen durch die Herderischen Verlags-handlungen in Freiburg im Breisgau und in Wien sowie durch die St. Petrus Claver-Sodalität, Salzburg, Dreifaltigkeitsg. 12, und deren Filialen und Ausgabestellen: München, Türkenstr. 15/11. — Breslau, Hirschstr. 33. — Solothurn, Ober-Stalden 69.

„Liebe Kinder, betet an!“

Neun gemeinsame Anbetungsstunden für die Kinder.

Dann eine gemeinsame Messandacht, Beicht- und Kommunionandacht, ein Predigtlied, die Predigtgebete und einige Responsorien, Morgen- und Abendandacht.

Nr. 5698.

Hohe Empfehlung.

Es wird der hochwürdige Klerus aufmerksam gemacht, daß in Bälde ein Büchlein zu Anbetungsstunden für Kinder von Kooperator Martin Hölzl in Altenmarkt erscheinen wird. Dasselbe ist so innig, warm und kindlich geschrieben, daß es gewiß größten Nutzen stiften wird.

Fürsterzbischöfliches Konsistorium Salzburg,

A. Stödl, Präses.

16. Dezember 1903.

Seb. Danner, Kanzler.

Preis: sauber und dauerhaft gebunden 25 Heller = 20 Fg. = 25 Cts.; auf 12 Exemplare ein Frei-Exemplar, auf 50 Stück 10, auf 100 Stück 25 Frei-Exemplare. — Bestellungen an den Herausgeber: Martin Hölzl, Altenmarkt bei Radstadt (Salzburg). Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

NB. Die Nieder sind zitiert nach dem bei Hr. Moser, Graz, Herrngasse Nr. 23, erschienenen Büchlein: „30 ausgewählte Lieder zum Gebrauch bei der Anbetung des allerheiligsten Sacraments“ von Franz Fuchs. (Preis 24 Heller; Orgelbegleitung hiezu, gebunden 2 Kronen.)

Inhalt:

	Seite		Seite
Brief des hochw. Bischofs Franz Xaver Geyer	25	Verschiedenes: † Bruder Karl Wangler	44
Die Engländer im Sudan	26	Abreise in die Mission	47
Vom Nil zum Roten Meer (Fortsetzung)	31	Gebetserhörungen und -Empfehlungen; Unsere Bitten	48
Meine erste Reise nach Afrika (Schluß)	37	Abbildungen: Schillknieger. — Häuptling samt Kindern von Wau. — Negerchrist Allahdjab mit Familie. — Arabisches Dorf. — Dorf Wau bei Lu.	
Aus dem Missionsleben: Der Negerchrist Donatus Allahdjab	39		
Tierleben am Weißen Nil	43		
Eine schwarze Mutter und ein weißes Kind	43		